

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Harald von Koenigswald:
„Die Gewaltlosen“
(s. Seite 426)

KRAUSNICK / GRAML

Der deutsche Widerstand und die Alliierten

Am 2. August 1944, kurz nach Graf Stauffenbergs gescheitertem Attentat auf Hitler, hat Winston Churchill im englischen Unterhaus die Ereignisse des 20. Juli verächtlich als willkommene Ausrottungskämpfe unter den Würdenträgern des Dritten Reiches abgetan¹⁾. Diese Worte, mit denen sich der damalige britische Premier wider bessere Kenntnis eine „terminologische Ungenauigkeit“ gestattete, um eine andere Formulierung von ihm zu zitieren, diese Worte bezeichnen wohl den tiefsten Punkt in den stets von Unheil überschatteten Beziehungen zwischen der deutschen Opposition gegen Hitler und den Alliierten. Tragische Mißverständnisse hatten schon vor dem Kriege die ersten Kontakte auf bloß flüchtige Berührungen ohne politische Effektivität reduziert und im Verein mit weiteren Irrtümern und Versäumnissen auch unmittelbar nach Kriegsausbruch festere Bindungen und ein gemeinsames Vorgehen immer wieder verhindert. Anders wäre es doch nicht möglich gewesen, daß der deutsche Widerstand und die Westmächte, geistig eng verwandt und zu politischer Bundesgenossenschaft anscheinend prädestiniert, sich im Laufe des Krieges mehr und mehr von einander entfernten, bis schließlich an ein politisches Bündnis quer durch die Fronten nicht länger gedacht werden konnte, da zumindest die eine Seite nicht allein kein Gefühl für die Verwandtschaft mehr zeigte und jede Zusammenarbeit ablehnte, sondern jetzt sogar die Existenz eines möglichen Partners bestritt. Auf den ersten Blick scheint eine derart unselige Entwicklung um so erstaunlicher zu sein, als die Westmächte zur gleichen Zeit, da sich ihre Haltung gegenüber der deutschen Opposition von rat- und hilfloser Sympathie zu völligem Übersehen wandelte, die nicht-deutsche europäische Résistance gegen Hitler in zunehmendem Maße politisch ermutigten und militärisch unterstützten. Warum die Alliierten politische Gruppen, die sich zwar sicherlich nicht gleichen, aber immerhin viele gemeinsame Züge

aufwiesen und zudem alle gegen den gleichen Feind gerichtet waren, so verschieden beurteilt und behandelt haben, das ist denn auch eine Frage, die von der europäischen Geschichtswissenschaft wieder und wieder erörtert worden ist. Nicht immer konnten dabei die kriegsbedingten Leidenschaften oder doch die kriegsbedingten Wertungen aus den Diskussionen herausgehalten werden, und gerade deshalb ist es auch heute

noch eine lohnende Aufgabe, das Problem erneut anzugreifen, es mit der gebotenen Gelassenheit zu untersuchen und ohne Abschweifungen in forenische Bereiche, d. h. ohne anzuklagen oder zu verteidigen, einige der wesentlichen Gründe zu ermitteln, die zu dem unterschiedlichen Verhalten der Alliierten gegenüber europäischer Résistance und deutschem Widerstand geführt haben und die es erklären.

Wesensmerkmale der Résistance

Die Résistance in den von Deutschland besetzten Ländern stellte das historische Erkenntnisvermögen der alliierten Staatsmänner auf keine ernste Probe. Hier stützte sich die Herrschaft Hitlers ganz überwiegend auf die nackte Macht, auf die Präsenz bewaffneter Streitkräfte. Deren Anwesenheit war ausschließlich die Folge eines verlorenen Feldzuges, und die Uniformen wie die Maßnahmen der fremden Eroberer führten der Bevölkerung tagtäglich vor Augen, daß die deutschen Truppen und Besatzungsorgane nicht allein ein wesensfremdes politisches System repräsentierten, sondern zunächst und vor allem einfach den vorläufig siegreichen Landesfeind. Dieses Bewußtsein konnte das Entstehen opportunistischer Tendenzen und Gruppen nicht verhindern; es fungierte im allgemeinen aber doch als solide Basis jenes selbstverständlichen Solidaritätsgefühls, das geschlagene und unterworfenen Völker, die noch auf einen Wandel ihres Schicksals hoffen dürfen, zu entwickeln pflegen, und jenes Solidaritätsgefühl wiederum weckte und nährte das natürliche und berechtigte Nationalgefühl, das sich instinktiv und elementar gegen die Vergewaltigung durch eine fremde Macht auflehnt, ohne sonstiger politischer oder ethischer Rechtfertigungen zu bedürfen. Mit anderen Worten: Die außerhalb Deutschlands entstandene Résistance setzte sich gegen die Expansion einer totalitären Diktatur und der nationalsozialistischen Ideologie, nicht minder jedoch gegen die Expansion Deutschlands zur Wehr, und wenn sie mit vollem Recht als allge-

meine europäische Bewegung zur Verteidigung der Humanität und der demokratisch-liberalen Ideen gegen eine bestimmte Erscheinungsform des Totalitarismus aufgefaßt worden ist, so gliedert sie sich andererseits in verschiedene nationale Befreiungsbewegungen, in denen der von keinem Regierungssystem und von keiner Ideologie anhängige Impuls zur Abschüttelung der Fremdherrschaft eine gleich wichtige Rolle spielte. Als konkrete politische Aufgabe stand die Wiederherstellung der Freiheit und Souveränität des eigenen Staates von Anfang an neben dem großen Ziel, die geistigen und politischen Werte europäischer Gesittung vor dem Zugriff einer inhumanen sogenannten „Weltanschauung“ zu retten; ja, man kann sagen, daß das große Ziel nur durch die Erfüllung der konkreten Aufgabe zu erreichen war. Universale und nationale Interessen harmonierten nicht nur, sie deckten sich. Das gilt schon für die westeuropäischen Länder und erst recht für die Staaten Ost- und Südosteuropas, in denen die demokratische Tradition angelsächsischer und französischer Prägung schwächer, statt dessen aber eine elementare Freiheitsliebe lebendig war. Selbst bei kommunistischen Gruppen, etwa bei der Partisanenarmee Titos, war der sozialrevolutionäre Impuls von einem zur nationalen Befreiung drängenden Patriotismus durchsetzt, vielfach sogar überlagert. Wer sich der Résistance anschloß, konnte also mit der Loyalität, wie sie jeder Bürger seinem Land und Staat schuldet, nicht in einen prinzipiellen Konflikt geraten; er

¹⁾ Hansard, Parliamentary Debates, Bd. 402, S. 1487.

brauchte sich nicht aus seinen bisherigen politischen Bindungen und Traditionen zu lösen. Im Gegenteil, der Weg zur Résistance war, um es etwas überspitzt zu sagen, der politisch „normale“ Weg, obwohl er selbst in den besetzten Ländern angesichts der überlegenen Macht des Eroberers von der Masse des Volkes nicht beschritten werden konnte.

Die so verstandene Normalität der Résistance kommt augenfällig darin zum Ausdruck, daß die in den Herrschaftsbereich Hitlers geratenen Völker nicht einen Augenblick die Legitimität des Widerstands gegen die deutsche Besetzung in Zweifel zogen; allenfalls wurde seine Zweckmäßigkeit angefochten, wurden seine Erfolgsaussichten bestritten oder bedenkliche Konsequenzen, etwa Repressalien, gegen die erreichbaren Ziele abgewogen. Auch wer der Résistance nicht angehören wollte oder konnte, wußte genau, ohne erst eine gründliche politisch-moralische Gewissenserforschung vornehmen zu müssen, daß der Begriff „Verräter“ nur auf die freiwilligen Kollaborateure, aber niemals auf die Mitglieder der Résistance angewandt werden konnte. Dieser Sachverhalt ist natürlich dann besonders deutlich, wenn sich die Regierung

eines von Deutschland angegriffenen Landes ins Exil gerettet hatte, wenn weder Friedensvertrag noch Waffenstillstand geschlossen worden war und das betreffende Land weiterhin kriegführende Macht blieb. Aber auch der Konflikt zwischen den Anhängern Pétains und denen de Gaulles ist in diesem Sinne kein Prinzipienstreit gewesen, sondern eine Auseinandersetzung über die vernünftigste und praktikabelste Methode französischer Politik nach der militärischen Niederlage auf dem Kontinent. Niemand in Vichy konnte General de Gaulle im Ernst einen Verräter an Frankreich nennen — von Erklärungen abgesehen, die der pure außenpolitische Opportunismus diktierte. Wengleich die europäische Résistance ihren Angehörigen wahrlich genügend ethische, politische und militärisch-technische Probleme stellte, von dieser speziellen Problematik war sie frei. Den alliierten Politikern fiel es daher nicht schwer, die Motive, die Ziele und die Natur der Résistance zu verstehen und sie mit Hilfe der bisher gültigen Maßstäbe europäischer Politik zu beurteilen. Die Angelsachsen verfügten für die Zusammenarbeit mit derartigen Bewegungen sogar über reichliche geschichtliche Erfahrungen.

Dritte Reich habe eine historische Mission zu erfüllen, und es gebe zu ihm keine politische Alternative. Gewiß haben zahllose Deutsche immer wieder die Legalität des Dritten Reiches ebenso bezweifelt wie die behauptete geschichtliche Aufgabe seines Führers, zumal ihnen die verbrecherischen Seiten des Regimes nicht dauernd verborgen blieben. Aber abgesehen davon, daß damals ein großer Teil des deutschen Volkes zweifellos an einer Erschlaffung des Sinns für Moral im allgemeinen und ganz besonders für Moral in der Politik gelitten hat, verstand es Hitler mit diabolischer Geschicklichkeit, jedes abstoßende Element seines Systems durch ein anziehendes oder durch einen unbestreitbaren Erfolg auszugleichen. Die Mehrheit der deutschen Arbeiterschaft und eine noch größere Mehrheit des deutschen Bürgertums empfand ihm gegenüber eine ähnliche Unsicherheit, wie sie die alte Garde der KPdSU Stalin gegenüber empfunden hat. Arthur Koestler schildert in seinem Buch „Sonnenfinsternis“ mit klinischer Exaktheit, wie in den Revolutionären jede festere Bindung an den Diktator absterbt, wie aber andererseits der bohrende Zweifel, er könne trotz aller Verbrechen auf dem richtigen Weg sein, ernsthafte Abwehrreaktionen lähmt. In Deutschland entwickelte sich aus dem Schwebezustand zwischen Zustimmung und Ablehnung, in dem Hitler das deutsche Volk hielt, eine eigenartige Atmosphäre widerwilliger Loyalität, in die der durchschnittliche Staatsbürger selbst nach dem kurzfristigen und stets an bestimmte Ereignisse, etwa den Anschluß Österreichs, gebundenen Aufwallen stärkerer Gefühle doch recht bald wieder zurückfiel.

Der Charakter der deutschen Opposition

In Deutschland lagen die Dinge hingegen weitaus verwickelter, und der Charakter des deutschen Widerstandes war für die Staatsmänner der Westmächte sehr viel schwerer zu durchschauen. Allen Dulles hat zwar das von den Nationalsozialisten beherrschte Deutschland ein „besetztes Land“ genannt und mit dieser Formulierung Hitlers Herrschaftsapparat ebenso verblüffend wie einfach und in gewisser Weise auch zutreffend gekennzeichnet²⁾. Aber wir werden uns doch davor hüten müssen, wie sich Dulles selbst davor gehütet hat, eine solche Formel ohne Einschränkung anzuwenden. Jene geistvolle und für das deutsche Volk im Grunde sogar entlastende Bemerkung bezeichnet nur einen Aspekt der Wirklichkeit und nicht die ganze komplizierte Realität des nationalsozialistischen Deutschland. Der entscheidende Unterschied zu Holland oder Frankreich oder Griechenland als besetzten Ländern resultiert einfach aus der Tatsache, daß sich der deutsche Widerstand nicht gegen eine fremde Besatzungsmacht, sondern gegen die eigene Regierung richtete. In Deutschland stütze Hitler seine Herrschaft keineswegs nur auf die nackte Macht, auf die Präsenz bewaffneter Streitkräfte. Vielmehr trat er dem Staatsbürger zunächst einmal mit dem vollen Gewicht des Anspruchs auf Loyalität entgegen, der aus dem Anspruch auf Legalität folgt. Gerade in den für die Befestigung seines Regimes so wichtigen Friedensjahren wußte Hitler den Anschein zu erwecken, als sei er der rechtmäßige Inhaber der staatlichen Autorität, und so regierte er damals wohl auch durch Einschüchterung, durch die Drohung mit der Gewalt, ebenso aber dadurch, daß er die

natürliche Gesetzestreue der Bürger an sich band. Die bereits in jener Zeit geschehenen Verbrechen lockerten diese Bindung zwar; aber da von ihnen stets nur bestimmte Minderheiten betroffen waren, die man vorher zudem mit allen Mitteln moderner Propaganda diffamiert und gewissermaßen in die Illegalität gedrängt hatte, vermochten sie das aus dem Anschein der Legalität gewebte Band zwischen Hitler und der Masse des deutschen Volkes nicht ganz zu zerreißen.

Dazu kam noch ein weiteres Moment. Dietrich Bonhoeffer, einer der profiliertesten Gestalten des deutschen Widerstandes und einer seiner schärfsten Denker, hat von der „Maskerade des Bösen“ in unserem Jahrhundert gesprochen; das Böse verbinde sich in einer Weise mit dem historischen Notwendigen, dem sozial Gerechten, dem wirtschaftlich Gebotenen — oder tarne sich mit solchen Masken —, daß die Erkenntnis seines wahren Wesens und die auf dieser Erkenntnis beruhende Entscheidung für oder wider ungeheuer erschwert sei³⁾. In der Tat hat Hitler das deutsche Volk ständig mit dem von der Wirklichkeit längere Zeit nicht eindeutig widerlegten Anspruch konfrontiert, er und nur er könne und werde Deutschland eine wirtschaftliche Blütezeit bescheren, die Klassengegensätze ausgleichen, ja aufheben und die berechtigten Forderungen Deutschlands gegen eine feindliche Umwelt durchsetzen. Mit einigem Erfolg und zumindest vorübergehend konnte er sowohl dem sogenannten „Mann auf der Straße“ wie der ehemals führenden bürgerlichen Schicht in Deutschland die Vorstellung suggerieren, das

In diesem Klima vermochte das Gefühl der Solidarität gegenüber dem Regime nicht von selber zu gedeihen. Handelte die europäische Résistance gewissermaßen stellvertretend für die übrige Bevölkerung ihrer Länder, so mußte in Deutschland der Widerstand zur Masse des Volkes, mindestens dem Anschein nach, in Gegensatz geraten. Durfte die Résistance an das natürliche Nationalgefühl der von Deutschland angegriffenen und unterdrückten Völker appellieren, so war dem deutschen Widerstand ein solcher Appell versagt, ja, einem sozusagen ordinären Nationalismus konnte scheinbar nichts willkommener sein als die außenpolitischen und später die militärischen Erfolge Hitlers. Die Rückgewinnung der äußeren Freiheit und Souveränität des eigenen Staates, mächtiges Stimulans der Résistance, schied für den deutschen Widerstand als Ziel aus. Schon vor Kriegsausbruch und erst recht während des Krieges mußten die Angehörigen des Widerstandes im Gegenteil damit rechnen, daß ein von ihnen herbeigeführter innerer Umsturz die äußere Position, unter Umständen sogar die Souveränität Deutschlands gefährden konnte. Wer sich einfach an die in gewöhnlichen Zeiten geltenden Maßstäbe hielt, ohne die Voraussetzungen zu überprüfen, von denen sie abhängen, und ohne zu erkennen, daß diese Voraussetzungen nicht mehr gegeben waren, der vermochte sich aus dem Teufelskreis der widerwilligen Loyalität nicht zu befreien. Graf Moltke hat 1942 an

²⁾ Dulles, *Germany's Underground*, New York 1947, S. 21.

³⁾ Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. München 1951, S. 10.

einen englischen Freund geschrieben, die Gegner Hitlers außerhalb Deutschlands hätten es doch leichter, ihre politische Entscheidung zu treffen: „... bei ihnen fallen auch für einfache Gemüter die sittliche und die nationale Pflicht zusammen, während bei uns ein offensichtlicher Widerstreit der Pflichten gegeben ist.“⁴⁾ Zur Auflösung dieses Widerstreites, wie sie Moltke und seinen Freunden gelang, konnte es in aller Regel nicht genügen, daß man bloß etwas gemäßigttere Ziele anstrebte als Hitler oder nur das letztliche Scheitern der Hitlerschen Politik befürchtete. Um sich zunächst einmal selber überzeugen zu können, kein Verräter am eigenen Volk zu sein, mußte man schon ungewöhnlich fest im Religiösen und Ethischen wurzeln, ein ungewöhnlich tiefes Verständnis für Wesen, Methoden und Notwendigkeit einer grundsatzgebenden Politik besitzen und sich einen ungewöhnlich sicheren Blick für die Grenzen nationaler Interessen- und Machtpolitik bewahrt haben. Erst die Verbindung von sittlicher Verwurzelung und politischer Einsicht öffnete den Zugang zur vollen Erkenntnis der wahren Natur Hitlers und seines Regimes, und erst diese Erkenntnis war die Voraussetzung der inneren Freiheit, die zur Überwindung der alten, eingelebten Loyalität nötig war — namentlich bei den Schichten, die besonders eng an den Staat gebunden waren, also bei Offizieren, Beamten, Diplomaten. Nach dem Vollzug eines solch schwierigen Prozesses war es dann allerdings möglich, zu verstehen, daß auch der deutsche Widerstand gegen Hitler nicht allein sittlichen Zielen und universalen Interessen, sondern ebenso dem wohlverstandenen nationalen Interesse Deutschlands diene. Die Überzeugung, daß ein endgültiger Sieg des Nationalsozialis-

mus für Deutschland nicht weniger verderblich sein müsse als für das übrige Europa, hat in den Tagebüchern Ulrich v. Hassels denkwürdigen Niederschlag gefunden, freilich auch die Gewißheit, daß die Siege und Erfolge eines absolut bösen Regimes nicht von Dauer sein können. Nichts unterstreicht die faktisch gegebene und dem Kern der Widerstandsbewegung sehr bewußte Solidarität zwischen den europäischen und den wahren deutschen Interessen, d. h. zwischen Westmächten und deutscher Opposition, deutlicher, als die Tatsache, daß sich Mitglieder des Widerstandes zu Handlungen bereit fanden, die zu einer diplomatischen oder militärischen Niederlage des Diktators und damit zunächst auch Deutschlands beitragen sollten; so Erich Kordt, der im Sommer 1939 die britische Regierung über den drohenden Abschluß des Hitler-Stalin-Pakts informierte⁵⁾, oder Oberst Oster, der Tag und Stunde des bevorstehenden Angriffs auf Norwegen und die Niederlande enthüllte⁶⁾. Selbst wer sich zu solchen Beweisen europäischen Verantwortungsbewußtseins und sublimer Vaterlandsliebe nicht verstehen wollte, mußte zu einer bestimmten Zeit immerhin den Verzicht auf einen Sieg Deutschlands akzeptieren, auch zu einer Zeit, da die militärische Lage einen derartigen Verzicht nicht gerade erleichterte. Hält man sich diese Konsequenzen einer Preisgabe des gewöhnlichen Nationalismus vor Augen, so wird es andererseits noch begreiflicher, daß in Deutschland der Widerstand gegen Hitler nicht Sache der durchschnittlichen Staatsbürger, also der Masse des Volkes sein konnte, sondern nur Sache der überall seltenen Persönlichkeiten mit weitem politischen Horizont und mit dem Mut zu einem selbstverständlichen sittlichen Radikalismus.

fungieren werde; im Grunde eine selbstverständliche Forderung vernünftiger Politik, war jene Garantie in erster Linie deshalb notwendig, um einen Putsch vor dem eigenen Volke rechtfertigen zu können — nicht ein nationalistisches Denken veranlaßte die Hassell oder Goerdeler, gewisse Konzessionen der Alliierten zu verlangen, sondern die Notwendigkeit, sich gegenüber dem Nationalgefühl breiter Schichten des deutschen Volkes zu behaupten. Die Erinnerung an die Belastung der Weimarer Republik durch Versailles und die Dolchstoßlegende war noch sehr lebendig. Der deutsche Widerstand sah sich also vor der wahrlich außerordentlichen Situation, der Hilfe des Auslandes weniger zum Sturz Hitlers selbst, als zur Gewinnung des eigenen Volkes und zur Sicherung der politischen Ordnung nach der Beseitigung des NS-Regimes zu bedürfen.

Unglücklicherweise war es gerade diese nach äußerer Unterstützung verlangende exzeptionelle Stellung der deutschen Opposition, die es den Westmächten erschwerte, mit ihr zusammenzuarbeiten. Solange Chamberlain und Halifax glaubten, Hitler setze normaler deutscher Interessen- und Machtpolitik lediglich besondere Akzente auf, solange sie ihn bloß als einen zwar unberechenbaren, aber doch noch nach den Maßstäben normaler europäischer Politik zu beurteilenden Menschen behandelten, solange sie noch nicht erkannt hatten, daß Hitler für ganz Europa und für Deutschland selbst eine Lage geschaffen hatte, die alle bisher gültigen Vorstellungen umstürzte, so lange waren sie kaum fähig, die Bedingungen und den Charakter der deutschen Opposition zu verstehen und zu erfassen, welche politischen Möglichkeiten sich ihnen hier boten. Sie schätzten jene Vertreter der Opposition, die sie kennenlernten, und noch mehr diejenigen, von denen sie nur hörten, vorerst allzu leicht als Mißvergnügte ein, deren Standesinteressen durch Hitler gefährdet seien, oder einfach als ängstliche Naturen, denen der politische Kurs Hitlers zu riskant sei. Bestenfalls erschien ihnen — und nicht nur den Deutschen selber — der Widerstand in jenem Zwielicht, in das jeder gerät, der um höherer Interessen oder tieferer Einsichten willen aus den Bindungen der normalen politischen Existenz austritt. Sie behandelten ihn daher mit dem Unbehagen, das ein die normale Politik scheinbar unnötig störender Faktor meist hervorzurufen pflegt.

An eben diesem Punkt ist denn auch der erste ernsthafte Versuch einer Zusammenarbeit zwischen dem deutschen Widerstand und dem Ausland gescheitert. Als während der von Hitler inszenierten Sudetenkrise des Jahres 1938 deutlich wurde, daß seine Pläne zur Zerschlagung der Tschechoslowakei mit einer Katastrophe für Deutschland enden mußten, wenn die vertraglich oder moralisch zum Schutze Prags verpflichteten Westmächte, Frankreich und England, mit der normalerweise zu erwartenden Reaktion antworteten, nämlich mit der militärischen Intervention, da nahm der Widerstand — vornehmlich militärischer Kreise — festere Formen an. Die auf Grund der inneren Zustände schon

Möglichkeiten einer Unterstützung von außen

Es liegt auf der Hand, wie angesichts der Besonderheiten des deutschen Widerstands und angesichts seiner schwierigen Stellung gegenüber dem eigenen Volke äußere Hilfe für die deutsche Opposition hätte aussehen müssen. Gewiß, die Masse des deutschen Volkes folgte loyal dem Regime Hitlers, aber daß diese Loyalität in beträchtlichem Maße eine widerwillige war und nicht mehr selbstverständlich wie etwa während des ersten Weltkrieges, daß sie von Hitler jeden Tag erneut gefordert, ja erpreßt werden mußte, das hätte einer geschickten Politik der Westmächte große Möglichkeiten geboten, jedenfalls viel größere als zwischen 1914 und 1918, wo von ihnen tatsächlich versucht wurde, Volk und Regime zu trennen. Den Widerwillen zu stärken und dadurch die Loyalität zu schwächen, dem deutschen Volk zu sagen, wo seine wahren Interessen lagen, ihm begreiflich zu machen, daß Deutschland ein „besetztes Land“ war, ihm endlich zu zeigen, daß gegen einen Hitler alle Europäer einschließlich der Deutschen solidarisch seien, das wäre eine lohnende und durchaus er-

folgversprechende Aufgabe westlicher Propaganda gewesen. Mit anderen Worten: die Westmächte hätten gewissermaßen als Sprecher der im totalen Staat ja stummen Opposition auftreten und auf diese Weise den Boden für die Übernahme der Regierung durch den Widerstand vorbereiten können. Daneben war es fast unerlässlich, vor allem vor Kriegsausbruch, daß die Westmächte bei der Schaffung einer Situation mitwirken, die es erlaubt hätte, den Diktator nicht nur zu stürzen, sondern auch zu entlarven. Und wenn dieser Gesichtspunkt während des Krieges weniger im Vordergrund stand, so dafür ein anderer um so mehr: von der Forderung abgesehen, daß ein innerer Umsturz nicht durch einen Angriff von außen gestört und diskreditiert werden dürfe, brauchte die Opposition vom Ausland eine gewisse Garantie, daß sie nach dem Sturz Hitlers nicht als deutsche Vollstreckerin eines von den Alliierten diktierten Friedens, sondern als gleichberechtigter Partner in einem möglichst unversehrten Deutschland

5) Kordt, Nicht aus den Akten... Stuttgart 1950, S. 313 f.

6) s. Sendter, Die deutsche Militärposition im ersten Kriegsjahr, Vollmacht des Gewissens, Frankfurt 1960, S. 507 f.; Dulles, a. a. O., S. 87.

4) Einer vom deutschen Widerstand. Die letzten Briefe des Grafen Helmut James von Moltke. Neue Auslese, Zweiter Jahrgang, Erstes Heft, S. 11.

seit einiger Zeit angestaute Opposition, deren Gesinnung auch der Anschluß Österreichs nicht hatte ändern können, hatte offensichtlich nur auf einen Anlaß wie den drohenden Kriegsausbruch gewartet, um sich zu aktivem Widerstand gegen das Regime Hitlers zusammenzuschließen. Der Generalstabschef Beck wollte bereits bei seinem Versuch, die Generalität zu einer Einheitsfront gegen die Kriegspläne Hitlers zu sammeln, dem Kollektivschritt der militärischen Führer bei Hitler die Wiederherstellung geordneter Rechtsverhältnisse und die unvermeidliche „Auseinandersetzung mit der SS und der Bonzokratie“ folgen lassen⁷⁾. Nachdem dieses Vorhaben daran, daß sich der Oberbefehlshaber des Heeres, v. Brauchitsch, nicht über die traditionellen Regeln des militärischen Gehorsams hinweg-

zusetzen vermochte, gescheitert und Beck schließlich zurückgetreten war, nahm sein Nachfolger Halder im Bunde mit einigen Offizieren des Heeres und mit Weizsäcker, Canaris, Schacht u. a. die Pläne Becks wieder auf, und zwar im Sinne einer unmittelbar gegen Hitler selbst gerichteten Aktion, welche im psychologischen Augenblick der Entfesselung des Krieges ausgelöst werden sollte⁸⁾. *Das Moment der Verhütung des Krieges ist als treibendes Element zwar noch durchaus vorhanden — und das zu Recht —, hat sich aber, wie man sieht, beim engeren Kreis des Widerstands schon von der Motivierung zur Rechtfertigung des geplanten Staatsstreichs gewandelt. Die Kriegsfurcht sollte als Instrument, gewissermaßen als Katalysator des Umsturzes benutzt werden.*

„Diese Politik schien ihm so vernünftig“¹⁴⁾, schreibt sein Freund Sir Samuel Hoare „daß nach seiner Überzeugung nicht einmal Hitler sie ablehnen würde.“ Nicht einmal nach den demütigenden, gleichzeitig aber den Charakter Hitlers enthüllenden Erfahrungen, die Chamberlain am 22. und 23. September in Godesberg machen mußte, sah er den endgültigen Beweis dafür erbracht, daß es nicht mehr um das Sudetengebiet oder die Tschechoslowakei gehe, sondern „wirklich um die großen Fragen“ des Miteinanderlebens in Frieden und Freiheit, welchen Beweis er in seiner Rundfunkansprache vom 27. September als Voraussetzung für eine Änderung seiner Politik verlangte¹⁵⁾.

In seiner Auffassung ist Chamberlain von der Berliner Botschaft noch bestärkt worden, wo Botschafter Henderson bis in den September hinein Hitler im Grunde für friedenswillig hielt und deshalb dafür plädierte, ihm Vertrauen zu zeigen und die Chance zu geben, „to be a good boy“¹⁶⁾.

Jedenfalls sah die damalige britische Regierung nicht die mindeste Veranlassung, von den normalen Bahnen der Außenpolitik, d. h. vom direkten und ausschließlichen Verhandeln mit der offiziellen und international anerkannten Regierung Deutschlands abzugehen, um sich stattdessen mit Leuten zu verbinden, die wider alle europäische Tradition mit einer fremden Macht gegen ihre eigene Regierung konspirieren wollten. Wie Chamberlain Hitler verkannte, was er nach Kriegsausbruch Sumner Welles gegenüber eingestanden hat¹⁷⁾, so verkannte er auch den Charakter der deutschen Opposition gegen das nationalsozialistische Regime. Er sah bei Kleist wohl die Heftigkeit der Ablehnung Hitlers, aber obschon es ihm hätte zu denken geben müssen, daß ausgerechnet Offiziere und Diplomaten des doch als obrigkeitstreu geltenden deutschen Volkes in der Rolle von Verschwörern auftraten, hat er das Wesen und die Tiefe des Gegensatzes zwischen Hitler und dem „anderen Deutschland“ noch nicht begriffen. Im Gegenteil. Wie er selbst sagte, hat gerade die Intensität der antinationalsozialistischen Gesinnung die Glaubwürdigkeit Kleists in seinen Augen vermindert. Diese fremdartige und den normalen Gang der Geschäfte störende Erscheinung schob der Premier beiseite mit der Bemerkung, sie erinnere ihn an die emigrierten Anhänger der Stuarts am französischen Hofe zur Zeit Wilhelms III.¹⁸⁾

Mißlungener Versuch einer Zusammenarbeit

Damit nun die Generale von der Notwendigkeit und den Chancen einer Aktion gegen Hitler vollends überzeugt wurden und damit man vor allem dem Volke gegenüber einen klaren moralischen Rechtstitel in Händen hatte, war es für die Opposition von größter Bedeutung, daß England unumwunden seine Absicht zum Ausdruck brachte, im Falle eines deutschen Angriffs auf die Tschechoslowakei zum Kriege zu schreiten. Zu diesem Zweck reiste, von Canaris gefördert, der konservative Politiker v. Kleist-Schmenzin im August 1938 nach London⁹⁾. In beispielloser Lage wollte Kleist, der schon 1933 seine weitgehend religiös begründete Gegnerschaft zu Hitler offen bekundet hatte, die Interessen der Westmächte mit denen der eigenen Nation verknüpfen. Er sprach mit Vansittart, Lord Lloyd und Churchill und erklärte ihnen, England müsse den deutschen Generalen klar machen, daß es nicht lediglich bluffe. Ein führender britischer Staatsmann solle eine Rede halten, die im Falle einer deutschen Gewaltaktion gegen die CSR den Krieg als unvermeidbar bezeichne. Das werde den Auftakt zum Sturze des nationalsozialistischen Regimes geben. Anfang September sandten Halder, Oster und wahrscheinlich Beck selbst den Major a. D. Boehm-Tettelbach mit ähnlichen Aufträgen nach London¹⁰⁾; kurz darauf erfolgte eine weitere Fühlungnahme durch die Gebrüder Kordt, die über den Londoner Botschaftsrat Theo Kordt sogar den Außenminister Lord Halifax erreichte¹¹⁾.

Aber nur Churchill, der damals keine offizielle Stellung innehatte, bestärkte Kleist nachdrücklich in seiner Auffassung von den katastrophalen Folgen einer Kriegspolitik für Deutschland¹²⁾. Lord Halifax kam zu der schwer verständlichen und jedenfalls grundfalschen Ansicht, man werde die Gemäßigten und mit Hitler Un-

zufriedenen in Deutschland ausgerechnet dadurch stärken, daß man in der Sudetenfrage Konzessionen mache¹³⁾; den einzigen Weg, jenen Gemäßigten zu helfen, nämlich die Vereitelung der Pläne Hitlers, hat er kaum in Betracht gezogen. Und der leitende Staatsmann Englands, Neville Chamberlain, hat das Bündnisangebot der deutschen Opposition nicht nur abgelehnt, er hat auch nicht einen Augenblick lang daran gedacht, es in sein politisches Kalkül aufzunehmen. Die entscheidende Ursache dafür ist in seiner großen politischen Konzeption eines allgemeinen Interessenausgleichs mit dem nationalsozialistischen Deutschland zu sehen, die auf drei Voraussetzungen beruhte: auf der fast unerschütterlichen Friedensliebe Chamberlains, auf der militärischen Schwäche Englands und vor allem auf einer völligen Verkennung der Natur und der Absichten Hitlers. Der britische Premier glaubte auch im Verkehr mit den Diktatoren an die Macht der politischen Vernunft. Er ging von der Annahme aus, Hitler sei zwar ein extremer Nationalist, aber eben doch ein Nationalist, weshalb seine Ziele völkisch-nationaler Art, also begrenzt seien und er selbst „saturiert“ werden könne. Mit dem Ehrgeiz, „einst als der große Friedensstifter in die Geschichte einzugehen“, wie Churchill gesagt hat, machte sich Chamberlain daher an den Versuch eines „methodischen Abbaus“ der Konfliktstoffe, um auf diesem Wege zu einem realistischen und dauerhaften Ausgleich zu kommen.

Zweifel an einem Umsturz in Deutschland

Die Frage nach Ausmaß und Potenz der deutschen Opposition hingegen hat für die britische Politik in dieser Phase noch keine größere Rolle gespielt. Sie hätte sich ja erst dann ernstlich gestellt, wenn Chamberlain tatsächlich erwogen hätte, die Wünsche der deutschen Emissäre zu erfüllen. Immerhin war die Ungewißheit, wie diese Frage zu beantworten sei, von Anfang an

gegeben und mag zur negativen Haltung Londons beigetragen haben. Um so mehr, als die Berichterstattung der Berliner Botschaft die Behauptung der Kleist und Boehm-Tettelbach, in

14) Viscount Templewood, *Nine Troubled Years*, London 1954, S. 374.

15) Laffan, *Survey of International Affairs 1938*, Bd. II, *The Crisis over Czechoslovakia*, Oxford 1951, S. 417.

16) *Brit. Doc.* III, 1, S. 604.

17) Sumner Welles, *The Time for Decision*, New York und London 1944, S. 131.

18) *Brit. Doc.*, III, 2, S. 686 f.

7) Foerster, *Generaloberst Ludwig Beck* (2. Auflage), München 1953, S. 123.

9) *Documents on British Foreign Policy 1919—1939*, London 1949, III, 2, S. 683 f.; u. Krausnick, a. a. O., S. 330 f.

10) Krausnick, a. a. O., S. 339 f.

11) Kordt, a. a. O., S. 249 f., 279 f.

12) *Brit. Doc.*, III, 2, S. 683 f.; *Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918—1945*, Serie D (1937—1945), II, S. 562.

8) s. Krausnick, *Vorgeschichte und Beginn des militärischen Widerstands gegen Hitler*, *Vollmacht des Gewissens*, Frankfurt 1960, S. 335 f.

13) *Brit. Doc.*, III, 2, S. 324.

Deutschland stehe ein Umsturz bevor, nicht gerade erhärtete. Der britische Militärattaché schrieb am 24. August:

„Es ist wahr, daß die Aussicht auf einen Krieg, in den England und Frankreich hineingezogen werden würden, in Deutschland furchtbar unpopulär ist. Es würde jedoch ein großer Fehler sein, anzunehmen, daß das deutsche Volk unwillig marschieren würde. Ich hege keinen Zweifel, daß Herr Goebbels und seine demagogischen Mitstreiter wenig Schwierigkeiten haben würden, einen solchen Krieg als Präventivkrieg hinzustellen, der Deutschland aufgezwungen sei, weil es für das Selbstbestimmungsrecht eingetreten sei“¹⁹⁾

Und am 11. September telegraphierte der britische Botschaftsrat nach London:

„Die Stimmung geht entschieden gegen den Krieg, aber die Nation befindet sich hilflos im Griff des Nazi-Regimes . . . Die Menschen sind wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden“²⁰⁾

Andererseits hätte sich gerade daraus der Schluß ziehen lassen, den Zustand jener Hilflosigkeit zu beenden, indem man durch eine Unterstützung der Opposition — in der Form, wie diese es wünschte — den Griff des Regimes lockern und lösen half, außerdem aber der Demagogie Goebbels' durch die deutlich gezeigte Bereitschaft zur Erfüllung vertretbarer deutscher Forderungen den Boden entzog. Die Möglichkeit dazu bot sich in Godesberg, wo Chamberlain es im Grunde nur nötig hatte, die bereits in Berchtesgaden konzedierte Abtretung des Sudetengebiets aufrechtzuerhalten, alle darüber hinausgehenden, sachlich völlig ungerechtfertigten und in der Form ultimativen Forderungen Hitlers jedoch abzulehnen. Nicht einmal eine solche Haltung vermochte Chamberlain längere Zeit einzunehmen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er sich bei seiner Weigerung, mit der deutschen Opposition zusammenzuarbeiten, außer von seinem Friedenswillen und von seiner Verkennung Hitlers auch noch von einer Erwägung beeinflussen ließ, die jene zitierten Stimmungsberichte aus Deutschland gewissermaßen ergänzte; der britische Militärattaché in Berlin hat sie nach einem Gespräch mit dem Rittmeister a. D. von Koerber formuliert, der ihn für die Bestrebungen der deutschen Opposition zu interessieren suchte und ebenfalls eine entschiedene Haltung Englands forderte:

„Daß eine Untergrundopposition gegen die Partei existiert; daß diese Opposition in letzter Zeit gewachsen ist, und daß sie, wie von Koerber sagt, besser organisiert ist, als wir annehmen, ist durchaus möglich. Aber jeder Versuch eines Hineinpfuschens von außen in Deutschlands innere Politik zu Lebzeiten Hitlers würde höchstwahrscheinlich gerade zu dem führen, was wir alle vermeiden wollen.“²¹⁾

Und geradezu beschwörend warnte Botschafter Henderson Lord Halifax:

„Bitte tun Sie nichts, was den Eindruck erwecken könnte, daß wir gegen das Regime

arbeiten. Es ist gerade jetzt hier unbeliebt; daran ist kein Zweifel, und gerade diese Tatsache vergrößert die Gefahr eines Gewaltstreiks, der ein Ablenkungsmanöver im Sinne von Himmler und Co. wäre. Aber jede Einmischung von außen ruft nur das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervor.“²²⁾

Daß Chamberlain nach München flog und damit wissentlich-unwissentlich einen relativ gut organisierten Staatsstreich torpedierte, indem er durch seine Nachgiebigkeit gegen Hitler der geplanten Aktion die psychologischen Voraussetzungen entzog, hat der deutschen Opposition eine ungeheure Enttäuschung bereitet; ja, man kann sagen, es hat ihr einen Schock versetzt, von dem sie sich lange Zeit nicht erholen konnte. Sie war weit davon entfernt, den unblutigen Erfolg von München zu begrüßen, weil sie eben nicht nur aus Furcht vor einem unglücklichen Krieg gegen Hitler hatte vorgehen wollen. Tatsächlich haben die Widerstandsgruppen ihre Hoffnungen nicht zuletzt deshalb auf Großbritannien gesetzt, weil sie in ihm einen natürlichen Verbündeten zu finden glaubten, weil sie Großbritannien die Erkenntnis zutrauten, daß es nicht mehr nur um das Schicksal der Tschechoslowakei gehe, sondern um die Verteidigung von Werten, die, wie Beck in jenen Wochen einmal sagte, zu den „wichtigsten Elementen englischer Staatsauffassung“ gehören, nämlich um „Recht, Christentum und Toleranz“²³⁾. Um so schwerer ist es empfunden worden, daß man von England weder ermutigt noch unterstützt, ja nicht einmal als politischer Faktor beachtet und anerkannt worden war. Die Opposition verlor jetzt ihre relativ breite Basis, sie wurde, wie Halder mit Recht festgestellt hat, „dezimiert“²⁴⁾. Die zweite böse Folge Münchens war, daß auch die verbleibenden entschiedenen Geg-

ner Hitlers, denen die Grundlage für einen Putsch nun genommen war, die nötige Sicherheit verloren. Ihr Widerstand gegen den Diktator war ohne Zweifel ethisch begründet, und nur diese Verwurzelung hatte die Soldaten unter ihnen die traditionellen Gehorsamsschranken überwinden lassen. Aber den letzten Entschluß zum Handeln hatten sie zu sehr an das nach politischem und militärischem Sachverstand scheinbar unausweichliche Scheitern der Politik Hitlers gebunden. Sie fühlten sich nun gewissermaßen „blamiert“, wie Goerdeler bereits am 11. Oktober 1938 an einen amerikanischen Freund schrieb²⁵⁾. Skepsis, Lähmung der Geister, allgemeine Direktionslosigkeit, das waren die Symptome einer Krise, die zur Folge hatte, daß die deutsche Opposition zwischen München und Kriegsausbruch keine politische Potenz mehr darstellte, obwohl einer ihrer führenden Männer, der Admiral Canaris, am 15. August dem italienischen Militärattaché erklärte, Hitlers Angriff auf Polen werde „das Ende Deutschlands“ sein²⁶⁾.

Und Halder selbst, der Generalstabschef, erklärte dem amerikanischen Geschäftsträger am 12. April 1939, die deutsche Armee sei von dem Gedanken an einen europäischen Krieg zwar entsetzt, wenn es ihr aber von Hitler befohlen würde, werde sie sicherlich marschieren — es gebe keine Alternative²⁷⁾. Auch jetzt noch bemüht sich Diplomaten und Soldaten um Kontakt zu den Westmächten: so Halder und Weizsäcker bei den Botschaftern in Berlin, Goerdeler und Schlabrendorff bei Churchill, Trott zu Solz und Graf Moltke bei ihren englischen Freunden. Aber nun konnten nur mehr Warnungen vor den künftigen Plänen Hitlers übermittelt werden, die Zeit der Versuche, gemeinsam zu handeln, war zunächst vorbei.

Tragische Situation nach Kriegsausbruch

Man kann es wohl tragisch nennen, daß der Ausbruch des Krieges die Neigung der britischen Staatsmänner, mit der deutschen Opposition zusammenzuarbeiten, weckte und verstärkte, andererseits aber die Widerstandsbewegung in Deutschland zunächst fast jede Möglichkeit zum Handeln nahm. Chamberlain hatte Hitler jetzt richtiger erkannt und sich davon überzeugt, daß die politische Vernunft im Verkehr mit Hitler kein geeignetes Argument darstellte: Hitler gegenüber blieb offensichtlich nur die Gewalt. Jedoch war die Friedensliebe des britischen Premiers im Grunde so stark wie zuvor, und wenn er sich auch der Macht der Tatsachen hatte beugen müssen, so sehnte er sich doch nach einem möglichst baldigen Ende des Krieges; gleichzeitig aber hegte er entschiedene Zweifel daran, daß Deutschland durch die beiden Westmächte militärisch besiegt werden könne. In einer solchen Situation flüchtete er sich, wie sein bewegender Brief vom 10. September 1939²⁸⁾

es zeigt, in die Hoffnung, das Faktum des Krieges werde die Deutschen zur Einsicht bringen und in ihrer Loyalität gegenüber Hitler erschüttern. Daß es in seinen Augen keinen anderen Ausweg gab als diese Möglichkeit, läßt es verstehen, wenn er sich jetzt der deutschen Opposition gegen Hitler erinnerte, wenn er nun Mittel und Wege erwog, die sein nüchterner und allen Umwegen abholder Sinn bisher für phantastisch, unkorrekt, ja leicht anrühlich gehalten hatte, wenn er also in dem erwähnten Brief die Hoffnung auf einen „Zusammenbruch der deutschen inneren Front“ aussprach und daraus folgte, man müsse „jede Handlung im Lichte ihrer wahrscheinlichen Wirkung auf die deutsche Mentalität abwägen“. Es entsprach dieser Hoffnung, daß unter der Ägide des Foreign Office ein besonderes Amt geschaffen wurde, dem die Vorbereitung und Durchführung einer wirksamen Flugblattpropaganda in Deutschland oblag²⁹⁾.

25) s. Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart 1954, S. 198.

26) I Documenti Diplomatici Italiani, Rom 1953, Ottawa Serie 1935—1939, Bd. XIII, S. 46.

27) Brit. Doc., III, 5, S. 107.

29) Butler, Grand Strategy, London 1957, Bd. II, September 1939—Juni 1941, S. 19.

22) a. a. O., S. 108.

23) Foerster, a. a. O., S. 130;

24) s. Krausnick, a. a. O., S. 370, Anmerkung 523.

28) Butler, Grand Strategy, London 1957, Bd. II, September 1939—Juni 1941, S. 19.

19) a. a. O., S. 163.

20) a. a. O., S. 289.

21) a. a. O., S. 65 f.

Immerhin war der Stimmungswandel Chamberlains insofern von Bedeutung, als er nun bereit war, eine deutsche Widerstandsbewegung dann als politischen Faktor anzuerkennen und zu unterstützen, wenn sie sich tatsächlich zeigen sollte. So deutlich es in der Öffentlichkeit möglich war, hat das der Premier am 1. September im Unterhaus zu verstehen gegeben:

„We have no quarrel with the German people, except that they allow themselves to be governed by a Nazi Government. As long as that Government exists and pursues the methods it has so consistently followed during the last two years, there will be no peace in Europa...³⁰⁾“.

Wie sehr dies nicht allein die Auffassung Chamberlains wiedergab, sondern damals noch einer breiten Strömung der öffentlichen Meinung in Großbritannien entsprach, wird schon dadurch deutlich, daß sich am selben Tage und am selben Ort sowohl Sir Archibald Sinclair, Führer der Liberalen, wie Arthur Greenwood, Sprecher der Labour-Opposition, ganz ähnlich äußerten. In den ersten Monaten nach Kriegsausbruch herrschte in England zweifellos noch eine Atmosphäre, die der Anknüpfung von Kontakten mit einer deutschen Opposition günstig war und die es den britischen Staatsmännern erlaubt hätte, einer neuen deutschen Regierung akzeptable Friedensbedingungen anzubieten.

In Deutschland aber hatte der Kriegsausbruch die Lage der Widerstandsbewegung noch mehr verschlechtert, als es schon München getan hatte. Wohl war die Opposition nach dem Ende des Polenfeldzugs wieder in Bewegung gekommen. Vor allem die zivilen Gruppen drängten nun auf eine Aktion, und zwar in der richtigen Erkenntnis, daß für eine nichtnationalsozialistische Regierung eine Verständigungsmöglichkeit mit den Westmächten wohl jetzt noch gegeben sei, aber kaum dann noch, wenn Hitler einmal im Westen angegriffen haben und damit der Krieg voll entbrannt sein würde. Aber die Soldaten waren vorerst nicht zum Handeln zu bewegen. Nicht etwa, weil sie sich Hitler durch gemeinsame Ziele und Überzeugungen verbunden fühlten — die überwiegende Mehrzahl des Offizierskorps war mindestens nicht nationalsozialistisch; auch nicht, weil sie sich Hitler verpflichtet fühlten — fast die gesamte Generallität hatte die Hitlersche Art der Aufrüstung von Anfang an mißbilligt und vor allem die jetzt offenkundig gewordenen Konsequenzen und Zwecke dieser Aufrüstung stets abgelehnt; und schon gar nicht, weil sie nach dem Erfolg in Polen nach weiteren militärischen Triumphen und nach Eroberungen dürsteten —: Die Denkschriften der Heeresgruppenbefehlshaber zwischen Polen- und Frankreichfeldzug lassen jeglichen kriegerischen Geist vermissen, warnen im Gegenteil eindringlich vor einer Ausweitung des Krieges, vor einer neuen Verletzung der Neutralität Belgiens und nun auch Hollands, und reden einer möglichst baldigen politischen

Beendigung des Konflikts das Wort³¹⁾. Entscheidend war vielmehr, daß den Offizieren das militärische Gehorsamsprinzip, schon im Frieden eine fast unzerreißbare Fessel, während eines Krieges erst recht unverletzlich erschien. Die meisten Soldaten, die vor dem 1. September 1939 unter Umständen zum Hochverrat bereit gewesen wären, schreckten vor solchen Gedanken instinktiv zurück, solange sich Deutschland im Kriege befand, um so mehr, als sich nach Kriegsausbruch Hochverrat gewissermaßen mit Landesverrat identifizierten. Selbst jene, die ihre innere Distanz zum Regime bewahrt hatten, brachten zunächst nicht mehr die moralische Entschlossenheit auf, die nötig gewesen wäre, um die Vorstellung erträglich zu machen, während des Krieges könne geputzt, also gleichsam gemeutert werden. Bevor sich diese Bindung wieder lockerte, bevor sie hier wieder unterscheiden lernten, bevor sie wieder bereit waren, das Odium des Verräters auf sich und die mit

einem inneren Umsturz eventuell verknüpften militärischen Krisen in Kauf zu nehmen, mußte erst, ganz wie Chamberlain und Halifax vorausgesagt hatten, einige Zeit vergehen. Aber auch diejenigen, die selbst jetzt den Staatsstreich nicht gescheut hätten, mußten damit rechnen, daß der Krieg die Masse des Volkes und damit auch der Armee fester an Hitler gebunden hatte, daß eine Revolte mitten im Krieg von niemand verstanden werden würde. Wie sollte dann aber eine feste Basis für die Hitler ablösende politische Ordnung geschaffen werden können? Die Opposition mußte ferner in Betracht ziehen, daß der von einer neuen Regierung zu schließende Friede politische Opfer kosten würde, die die Gefahr einer neuen Dolchstoßlegende und alle mit ihr verknüpften Belastungen heraufbeschworen, namentlich wenn die dem Staatsstreich wahrscheinlich folgende Verwirrung von den Westmächten zu einer militärischen Aktion ausgenutzt wurde.

Neuanknüpfung der abgerissenen Verbindungen

Unter diesen Umständen bedeutet es viel, wenn die Aktivisten der Opposition schon früh, im Oktober 1939, die durch den Kriegsausbruch zunächst abgerissenen Fäden nach London wieder zusammenknüpften. Abgesehen davon, daß sie ganz einfach im Gespräch bleiben wollten und auch mußten, strebten sie vor allem danach, den Militärs wenigstens die beiden letzten und sicherlich nicht leicht wiegenden Argumente zu widerlegen, was um so wirksamer sein mußte, wenn gleichzeitig dargetan werden konnte, daß die Gelegenheit zu einem annehmbaren Frieden bald verstrichen sein werde. Vielleicht konnte das Heer auf diese Weise doch zum Handeln gebracht werden. Schließlich war die Armee in der totalitären Diktatur die einzige handlungsfähige Macht, und es ist daher verständlich, wenn die zivilen Oppositionellen jedes Mittel versuchten, die Generale in Bewegung zu setzen. Daraus erklärt es sich, daß die Vertreter der Opposition gegenüber London fast stets als Fordernde auftraten; sie wollten den Militärs möglichst weitgehende britische Konzessionen vorweisen können. Im übrigen scheint dies bei den damals maßgebenden britischen Politikern keinen so schlechten Eindruck gemacht zu haben wie bei den rückblickenden Historikern. Da Chamberlain wie Halifax die Unterstützung eines Staatsstreichs jetzt nicht mehr ablehnen zu sollen glaubten, erschien ihnen die Forderung nach einer Art militärischen Stillhalteabkommens für die Zeit des Umsturzes in Deutschland offenbar nicht als unvernünftig. Selbst für die territorialen Wünsche der deutschen Unterhändler zeigten sie anscheinend relativ großes Verständnis. Sie mochten begreifen, daß eine Regierung der deutschen Opposition nicht von Anfang an mit einer allzu schweren Hypothek von Ver-

zichten belastet werden dürfe. Freilich kann man hier nicht zu sichere Behauptungen wagen, da britische Akten zu diesem Komplex bisher noch kaum zur Verfügung stehen und die englischen Unterhändler fast stets nur Zusagen allgemeiner Natur machten, so daß die tatsächliche Haltung Großbritanniens im einzelnen schwer zu erkennen ist.

In Bern verhandelte zunächst der eigens zu diesem Zweck von Weizsäcker dorthin versetzte Botschaftsrat Theo Kordt, der zuvor in London tätig gewesen war, mit dem von der britischen Regierung entsandten Mr. Conwell-Evans³²⁾. Die Unterredungen zogen sich von Oktober 1939 bis Februar 1940 hin, ohne konkrete Zusicherungen Londons zu ergeben. Evans scheint lediglich ermächtigt gewesen zu sein, unverbindliche Versprechen zu machen, was das von der Opposition gewünschte Stillhalteabkommen betraf, und in allgemeiner Form über die Grundlagen eines künftigen Friedens zu reden. Immerhin konnte der deutsche Gesprächspartner den Eindruck gewinnen, daß nach dem Sturz Hitlers die Aussichten auf eine Verständigung mit England nicht schlecht sein würden. Ganz ohne Ergebnis blieben dagegen Gespräche, die Ulrich von Hassell am 23. Februar und Mitte April in Arosa mit Lonsdale Bryans führte, einem Privatmann, der auf Grund persönlicher Beziehungen zu Lord Halifax einen Vermittlungsversuch unternahm; übrigens hat Hassell, fast immer nüchterner Realist und außerdem ehrlich, Halifax sagen lassen, daß vor dem Beginn einer deutschen Offensive im Westen kaum mit dem Staatsstreich gerechnet werden dürfe. Als ebenso unproduktiv erwiesen sich die Kontakte, die Goerdeler via Stockholm zu Vansittart aufrechterhielt. Mehr versprach zunächst eine andere Verbindung, die über den

31) Nürnberger Dokumente NOKW-3433, NOKW-5115; s. Kosthorst, Die deutsche Opposition gegen Hitler zwischen Polen- und Frankreichfeldzug, Bonn 1957, S. 159 f.

32) s. Kosthorst, a. a. O., S. 78, S. 82 f.

30) Feiling, a. a. O., S. 426 f.

in die Schweiz emigrierten ehemaligen Reichskanzler Wirth lief. Wirth hatte Chamberlain schreiben und über die Opposition informieren können, wobei er dem britischen Premier darlegte, welche große Hilfe es für die Widerstandsbewegung wäre, wenn sie sich darauf verlassen könnte, daß eine Krise im Zusammenhang mit dem Staatsstreich von den Westmächten nicht militärisch ausgenutzt würde. Daraufhin traf er in Lausanne-Ouchy mit zwei Vertretern des Foreign Office zusammen, die jene Zusicherung in der Tat machten, allerdings ohne Wirth etwas Schriftliches in die Hand zu geben. Im übrigen haben die Widerstandsgruppen in Deutschland, vor allem die militärischen, von diesem Gespräch offenbar nichts erfahren³³⁾.

Die einzigen Verhandlungen, die nicht mehr oder weniger unverbindlich blieben bzw. im Sande verliefen, konnten in Rom angeknüpft werden. Autorisiert von Papst Pius XII., vermittelte hier sein Sekretär Pater Leiber zwischen Dr. Josef Müller, dem nach Rom gekommenen Bevollmächtigten der Gruppe Beck/Goerdeler/Oster, und dem britischen Botschafter beim Vatikan, Osborne, der als offizieller Beauftragter der englischen Regierung fungierte. Nach einer Reihe von Unterredungen zwischen Oktober 1939 und Februar 1940 sind von London für den Frieden mit einer nichtnationalsozialistischen Regierung schließlich Bedingungen angeboten worden, die, wenn man den bisher vorliegenden Zeugnissen Glauben schenken darf, die kühnsten Erwartungen der Opposition übertreffen mußten. Zwar widersprechen sich die vorhandenen Zeugnisse, aber es geht aus ihnen jedenfalls hervor, daß Chamberlain damals noch bereit war, Deutschland mindestens die Grenzen von 1937, wahrscheinlich sogar die Grenzen von Ende 1938 zuzugestehen³⁴⁾; das Versprechen, die innere Umgestaltung Deutschlands werde nicht zu einem militärischen Angriff benutzt werden, war daneben gewissermaßen nur mehr eine Formsache. Chamberlain und Halifax schienen tatsächlich willens zu sein, einem von Hitler und seinem Regime befreiten Deutschland gegenüber zur Appeasement-Politik zurückzukehren. Man wird also schwerlich sagen können, die damaligen Leiter der englischen Politik hätten die deutsche Opposition auch in dieser Phase im Stich gelassen. Und es gehört, wie schon bemerkt, zur Tragik der europäischen Geschichte, daß der deutsche Widerstand in dem Augenblick versagte, als er von London als möglicher Partner akzeptiert worden war, so wie Chamberlain früher versagt hatte, als die Opposition zum Handeln bereit gewesen war.

Die Résistance der europäischen Völker handelte, vereinfacht ausgedrückt, als gleichsam

militärische Organisation, die nach einem verlorenen Feldzug den noch nicht verlorenen Krieg ihres Landes gegen den Landesfeind mit anderen Mitteln und unter ungeheuer erschwerten Bedingungen fortsetzte; mochte sich mit den Verhältnissen die Taktik noch so sehr geändert haben, grundsätzlich folgte ihr Vorgehen den Gesetzen des Krieges. Mit anderen Worten: Die Aktivität der Résistance bestand notwendigerweise aus einer Kette von Aktionen, gewissermaßen aus einer Folge von Gefechten, die alle den Zweck hatten, dem in vielfältigen Formen erscheinenden Feind bis zu jenem Tage möglichst viel Abbruch zu tun, da der große Befreiungsschlag von außen begann, seine Widerstandskraft zu schwächen und die eigenen Kräfte für das Zusammenwirken mit den an irgendeinem Tage angreifenden Befreier zu sammeln und zu schulen. In diesem Rahmen hatten auch und gerade kleinere Aktionen ihren Sinn, nämlich Streiks, Sabotageakte, Überfälle und Spionage; wenn es die geographischen Verhältnisse und die Schwäche der Besatzung zuließen, wie in Osteuropa, dann konnte ein regelrechter Partisanenkrieg geführt und in manchen Fällen, z. B. in Griechenland, sogar zeitweise die faktische Herrschaft über den größeren Teil des Landes erlangt werden. Daran ist im Hinblick auf die Lage des deutschen Widerstandes nicht so sehr bemerkenswert, daß die Aktivität der Résistance auf die Unterstützung oder doch den Beifall aller Patrioten zählen durfte, mindestens keine prinzipielle Ablehnung zu fürchten hatte, sondern daß die Résistance ständig sichtbar vor den Augen des Gegners und mit voller Kenntnis der Weltöffentlichkeit operierte. Zwar hatte, wenigstens in West- und Nordeuropa, die Identität des einzelnen Mitglieds geheim zu bleiben, jedoch die Existenz der Résistance an sich, die ja kriegführende Macht war, mußte dem Feinde so fühlbar wie möglich gemacht werden.

Der deutsche Widerstand hingegen führte nicht Krieg. Seine Aufgabe bestand nicht darin, das Resultat eines verlorenen Feldzugs zu korrigieren und die Truppen und Organe einer fremden Besatzungsmacht anzugreifen, vielmehr wollte er ein verbrecherisches und auf perversierten Vorstellungen aufgebautes politisches System durch eine sittlich fundierte und auf gesunden Werten ruhende neue politische Ordnung ersetzen. Seinem Wesen nach war er daher zunächst eine sittliche Erneuerungs- und politische Revolutions- bzw. Reformbewegung und nicht, wie die Résistance, eine den veränderten Umständen angepaßte Form der Landesverteidigung, eine verlängerte Armee. Es ist also weder Zufall noch unbedingt ein Zeichen von Schwäche, wenn sich die Tätigkeit der deutschen Opposition zeitweilig im Entwerfen zahlloser Denkschriften und, wenn man so will, in ethischen und politischen Planspielen fast zu erschöpfen schien. Das Programm der künftigen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Ordnung hatte zwar nicht in allen Einzelheiten,

aber doch in den wesentlichen Zügen festzustehen, bevor der Schlag gegen das Regime gewagt werden durfte. Schließlich mußte man selber wissen, was man wollte, und in der Stunde des Erfolges konnte es außerdem nicht genügen, das deutsche Volk über die Verbrechen des alten Systems und über die Notwendigkeit seines Sturzes aufzuklären, ebenso wichtig war es, den Deutschen das Wesen und die Struktur der neuen staatlichen Verfassung plausibel und akzeptabel zu machen; der ethische Impuls mußte seinen politischen Ausdruck und seine politische Sicherung finden. Deshalb hat der deutsche Widerstand seine die Befreiung vorbereitenden Gefechte vor allem mit dem Gedanken und mit der Feder geschlagen. Selbstverständlich hat die Résistance ebenfalls ethische und politische Werte verteidigt und neu konzipiert, schließlich sind aus ihr große soziale Revolutionen hervorgegangen, doch war diese Komponente bei ihr ein zusätzliches Element und nicht notwendigerweise der einzig mögliche Antrieb. Für den deutschen Widerstand kam hinzu, daß die gesamte Vorbereitung der Erhebung gegen Hitler im Verborgenen erfolgen mußte. Angesichts der doppelten Gefährdung, nämlich durch die dem nationalsozialistischen Regime entgegengebrachte widerwillige Loyalität des Durchschnittsbürgers und durch den Terrorapparat des totalen Staates, verbot sich jedes sichtbare Heraustreten aus der Uniformität des monolithischen Einparteiensystems. Die deutsche Opposition konnte sich ihrem Ziel nicht mit einer Kette kleiner Aktionen nähern; sie mußte sich vielmehr als Verschwörung organisieren, um ihr Ziel, den Gesetzen einer Verschwörung folgend, mit einem einzigen großen Schlag zu erreichen. Bis sie diesen Schlag führte, hatte soweit das möglich war, nicht allein die Identität des einzelnen Verschwörers, sondern die Existenz der Verschwörung an sich geheim zu bleiben. Ein vorzeitig entdecktes Komplott stürzt kein Regime, es füllt die Gefängnisse. Daher waren in Deutschland Aktionen im Stile der Résistance wenn nicht sinnlos, so doch weitgehend nutzlos. Auch wo sie als Demonstrationen des Widerstandsgeistes, wie im Falle der Geschwister Scholl, in großartiger und für die Zukunft bedeutsamer Form geschahen, haben sie dem nationalsozialistischen Regime nicht geschadet, sondern lediglich seine Aufmerksamkeit auf die Herde des Widerstands gelenkt — das Schicksal vieler Gruppen, die von ihrer Empörung über das System einfach zur Demonstration gedrängt wurden, hat das auf tragische Weise bestätigt. Im übrigen hat die überwiegende Mehrzahl der Gruppen der deutschen Opposition gewiß mit Recht darauf verzichtet, Aktionen zu unternehmen, die dem einfachen Soldaten und dem durchschnittlichen Staatsbürger Schaden zufügen mußten, ohne gleichzeitig wesentlich zum Sturz Hitlers beizutragen. Damit schalteten Überfälle und Sabotageakte in aller Regel aus. Für die deutsche Opposition war ja der einfache deutsche Soldat oder Staatsbürger nicht, wie für

33) s. Ritter, a. a. O., S. 252 f.

34) s. Watt, Les Alliés et la résistance allemande (1939—1944). Revue d'histoire de la deuxième guerre mondiale, Oktober 1959, S. 72; Sendtner, a. a. O., S. 460 f.; Kosthorst a. a. O., S. 130 f.; Ritter, a. a. O., S. 257 f.

die Résistance, Gegner, sondern Objekt der Befreiung; ganz abgesehen davon, daß Handlungen, die einzelnen Deutschen schaden, ohne dem Sturz des Regimes zu dienen, der Opposition jeglichen Kredit im deutschen Volk kosten mußten und damit einer politischen Umgestaltung die wichtigste psychologische Voraussetzung entzogen. Die fast einhellige Ablehnung der Gestalt des Saboteurs Oderbruch in Zuckmayers Drama „Des Teufels General“ hat das noch nachträglich eindrucksvoll bekräftigt.

Überdies ist es sehr fraglich, ob die wenigstens scheinbare Untätigkeit der deutschen Opposition die Deutschlandpolitik der Alliierten nach dem Frankreichfeldzug wesentlich mitbestimmt hat. Ausweitung wie Verschärfung des Krieges hatten eine ganz neue Atmosphäre geschaffen, die dem Geist der Verständigung mit einem von Hitler befreiten und vom Nationalsozialismus gereinigten Deutschland nichts weniger als günstig war. Chamberlain und Halifax hatten Churchill Platz machen müssen, mit dem ein anderer Geist in Downing Street einzog, der nun den Empfindungen des britischen

Volkes und, wie man sagen muß, zunächst auch der militärischen und politischen Lage besser entsprach: nämlich die Entschlossenheit, bis zur militärischen Entscheidung zu fechten, jedenfalls solange nicht an Frieden und Verständigung zu denken, als man mit dem Rücken zur Wand kämpfte. Schon die Kontakte Chamberlains mit der deutschen Opposition dürften, wenn sie bekannt geworden wären, vielleicht nur schwer die Zustimmung des britischen Volkes gefunden haben³⁵). Nach Dünkirchen aber hätte Churchill eine solche Politik vorerst auch dann nicht fortsetzen können, wenn sie seinen eigenen Vorstellungen gemäß gewesen wäre. Da jedoch in seinen Augen alles darauf ankam, den Sieg zu organisieren, hat er nicht nur Verbindungen quer durch die Fronten nicht gesucht, sondern überhaupt Gedanken an die politischen Fragen der Nachkriegszeit so oft und so lange wie möglich von sich geschoben; das kostete bloß Energien, die besser in die Probleme des Krieges investiert würden, hat er einmal gesagt³⁶). Und das drückte wohl die Auffassung fast ganz Großbritanniens aus.

Identifizierung Deutschlands mit Hitler

Es liegt auf der Hand, daß eine solche Absorbierung durch den Krieg, die für eine gewisse Zeit beinahe in Abstinenz von Politik ausartete, die Differenzierung zwischen Deutschen und Nationalsozialisten, zwischen dem Volk und seinem Regime, nahezu unmöglich machte. Bereits am 9. Februar 1940 war dem österreichischen Dichter Robert Musil im „Paris Soir“ der Artikel eines französischen Kammerdeputierten aufgefallen, der die Unterscheidung zwischen Hitlerismus und Deutschland scharf kritisierte. Musil knüpfte daran die melancholische Bemerkung: „Es werden ihrer immer mehr werden.“³⁷) Je härter der Krieg wurde und je mehr Opfer er forderte, desto mehr sah man das deutsche Volk wie einen festgefühten Block, in dem man keine einzelnen Gesichter mehr unterscheiden wollte. Im Jahre 1939 hatte Churchill seinen Gesprächspartner Schlabrendorff noch gefragt, ob die Opposition einen erfolgreichen Putsch garantieren könne, und in einer Rundfunkansprache davon gesprochen, daß es den „friedliebenden und gemäßigten Kräften in Deutschland wie auch den Führern der deutschen Armee“ unter bestimmten Umständen gelingen werde, „einigermaßen gesunde und zivilisierte Bedingungen in ihrem eigenen Lande“ zu schaffen³⁸); einige Jahre später, 1942, stellte Eden skeptisch die Frage nach der Existenz solcher Kräfte. Dafür ist das Versagen des deutschen Widerstandes zwischen Polen- und Frankreichfeldzug gewiß ebenso verantwortlich wie seine spätere zwangsläufige Untätigkeit und Unsichtbarkeit. Noch schwerer wog indes, daß unter dem Druck der Leidenschaften

des Krieges Klischees über den deutschen Volkscharakter und die angeblich durch diesen bedingte Aggressivität deutscher Politik wieder lebendig wurden, die Hitler nicht als den Verfälscher und Vergewaltiger deutscher Traditionen, sondern als deren reinsten Ausdruck erklärten. Es hieß vielleicht die menschliche Natur überfordern, wenn man verlangen wollte, das britische Volk hätte den Gegner, der es abermals auf einen Weg von „Blut, Schweiß und Tränen“ gezwungen hatte, freundlicher und differenzierter sehen sollen. Aber selbst Historiker, von denen man doch etwas mehr Distanz und etwas weniger Vorurteile hätte erwarten dürfen, haben in jenen Jahren Arbeiten publiziert, in denen schon die Cimbern und Teutonen als Vorformen Hitlerscher Barbarei und Expansionslust erschienen. Die Friedensliebe Chamberlains und Hendersons hatte Hitler allzu eifertig mit einem normalen, wenn auch im Augenblick etwas erregten Deutschland identifiziert; jetzt führte umgekehrt der durch die Erbitterung des Kampfes erzeugte Haß zur ebenso falschen Identifizierung Deutschlands mit dem nun richtig erkannten Hitler. Die Regierung, zur Rücksicht auf die öffentliche Meinung genötigt, konnte sich dieser Stimmung um so weniger entziehen, als sie die zunächst durchaus zutreffende Ansicht, es sei falsch, Friedensverhandlungen in schwierigster militärischer Lage aufzunehmen, nach dem Ausbleiben der deutschen Invasion zu der Vorstellung gesteigert hatte, an Friedensverhandlungen oder auch nur Gespräche mit dem Gegner dürfte erst dann gedacht werden, wenn der totale Sieg errungen

sei. Der Gedanke, man könne mit der deutschen Opposition eine politische Lösung des Konflikts versuchen, hatte daneben einfach keinen Platz mehr. Schon im Mai 1941, als Goerdeler über den Professor Siegmund-Schultze, der über gute Verbindungen zu englischen Geistlichen verfügte, einen von Brauchitsch abgezeichneten Friedensplan in englische Hände gelangen lassen wollte, lehnte es das Kabinett Churchill ab, offiziell davon Kenntnis zu nehmen; als Siegmund-Schultze mit dem Dokument auf der britischen Gesandtschaft in Bern erschien, wurde ihm mitgeteilt, seit einiger Zeit dürften Anregungen für Friedensgespräche nicht mehr entgegengenommen werden. Und als der Inhalt des Friedensplans über den Erzbischof von Canterbury schließlich doch die britische Regierung erreichte, fiel die Antwort niederschmetternd aus: Auch eine nichtnationalsozialistische Regierung müsse bedingungslos kapitulieren³⁹).

Eingehende Aussprachen, die Ende Mai 1942 in Schweden zwischen Pastor Schönfeld, Dietrich Bonhoeffer und dem Bischof Bell von Chichester stattfanden, blieben ebenfalls ohne jedes Ergebnis. Der Bischof wurde nicht nur über die Friedenspläne, sondern auch über Organisation und Charakter der Opposition genau informiert; als er aber seine in einem Memorandum niedergelegten Kenntnisse an Eden weitergab, antwortete der Außenminister:

„These interesting documents have now been given the most careful examination, and, without casting any reflection on the bona fides of your informants, I am satisfied that would not be in the national interest for any reply whatever to be sent to them.“⁴⁰)

Selbst wenn es aber in England Kräfte gegeben hätte, die von den Emotionen des totalen Krieges nicht ergriffen waren, und selbst wenn sich solche Kräfte in England hätten Geltung verschaffen können, so ist es doch mehr als fraglich, ob das an der Einstellung zu Deutschland und zur deutschen Opposition etwas geändert haben würde. Eden hatte Bischof Bell auch sagen lassen, die Regierung seiner Majestät müsse auf ihre Verbündeten Rücksicht nehmen, und in der Tat hatte die mit dem Kriegseintritt Rußlands und Amerikas verbundene Ausweitung des Krieges, die wiederum eine Verlagerung der militärischen und politischen Machtverhältnisse mit sich brachte, dazu geführt, daß die Entscheidung über die mit Kontakten zur deutschen Opposition verknüpften Probleme längst nicht mehr allein, ja nicht einmal mehr in erster Linie in London fiel. Welche Vorstellungen auch immer über die einzuschlagende Deutschlandpolitik in Washington und Moskau herrschen mochten, die britischen Staatsmänner mußten jenen Vorstellungen Rechnung tragen und ihre eigenen Auffassungen mit ihnen abstimmen. Jede Zusammenarbeit, ja schon jedes sinnvolle Gespräch mit der deutschen Opposition — d. h. mit einer politischen

37) Musil, Tagebücher/Aphorismen/Essays und Reden, Hamburg 1955, S. 478.

38) Times (London), 17. Oktober 1938, S. 16.

35) s. Watt, a. a. O., S. 66, S. 85.

36) Churchill, Der zweite Weltkrieg, III. Band, Erstes Buch, S. 454.

39) s. Ritter, a. a. O., S. 317 f.

40) Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, a. a. O., S. 376.

Gruppe des gemeinsamen Kriegsgegners — hätte also die vorhergehende Einigung der Alliierten über ihre Kriegsziele erfordert, was sowohl wegen der gegensätzlichen Natur der Verbündeten wie wegen der Fülle der zu lösenden Probleme ein heikler und langwieriger Prozeß sein mußte.

Verhängnisvolle Haltung der USA

Dennoch wären die auf der Ausweitung des Krieges beruhenden Hemmnisse für eine Zusammenarbeit mit deutschen Oppositionellen wohl zu überwinden gewesen. Aber der Kriegseintritt Rußlands und vor allem derjenige Amerikas hatte eine Diskussion über die Kriegsziele nicht nur sozusagen technisch erschwert, sondern von vornherein auf eine Ebene versetzt, die für die deutsche Opposition unzugänglich war. Einen Vorgeschmack der amerikanischen Haltung erhielt die deutsche Widerstandsbewegung schon im Winter 1939. Adam von Trott zu Solz, ein glänzend begabter junger Diplomat, ein glühender Hasser Hitlers und glühender Patriot, der gerade auf westliche Politiker, die ihn kennenlernten, großen Eindruck machte, war damals nach Washington gekommen, um Roosevelt zu bitten, zwischen der deutschen Opposition und England zu vermitteln. Der Präsident hat das kühl abgelehnt, und Trott ist sogar als ein Mann verdächtigt worden, der auf ein neues „appesement“ aus sei⁴¹⁾. Jetzt, nachdem die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten waren, ist im Hinblick auf die deutsche Frage Roosevelts Hauptsorge gewesen, vor einem totalen Sieg keinerlei Bindungen für seine künftige Deutschlandpolitik einzugehen. Aus dem Schicksal der 14 Punkte Wilsons hatte er den Schluß gezogen, daß man keinen größeren Fehler machen könne, als vor dem Ende der Kampfhandlungen Erklärungen abzugeben, von denen die Deutschen später behaupten konnten, sie seien gebrochen worden. Und die aus dem Wilson-Komplex abgeleitete Politik der freien Hand ist sicherlich die eine Wurzel der Januar 1943 in Casablanca formulierten Forderung nach „unconditional surrender“ gewesen. Ein sinnvolles Gespräch mit der deutschen Widerstandsbewegung hätte aber selbstverständlich Versprechen, Zusagen, Abmachungen vorausgesetzt oder ergeben müssen, ja schon eine an sich unverbindliche Ermutigung hätte doch eine gewisse Bindung bedeutet, gerade das also, was Roosevelt unter allen Umständen vermeiden wollte, und der Präsident hat denn auch beinahe entsetzt abgewehrt, als ihm der Journalist Louis P. Lochner anbot, den Kontakt zur deutschen Opposition herzustellen⁴²⁾.

Die Hartnäckigkeit des Willens, freie Hand zu behalten, und das förmliche Zurückfahren vor der Möglichkeit einer Verständigung mit antinationalsozialistischen Deutschen ist freilich nicht allein mit der Erinnerung an Wilson zu erklären. „Unconditional Surrender“ hatte

Man bedenke dabei, wie viele Schwierigkeiten, beruhend auf Mißtrauen und konventionellen Vorstellungen, sogar den Gruppen der europäischen Résistance bei ihren Bemühungen begegnet sind, von den Alliierten als Partner anerkannt und gewürdigt zu werden.

noch eine zweite und wohl stärkere Wurzel. In den Vereinigten Staaten war die Kreuzzugsstimmung zweifellos noch intensiver als in Großbritannien, und die Neigung, Deutschland mit Hitler zu identifizieren, noch größer. Bedenklich verallgemeinernde Urteile über den deutschen Volkscharakter und darauf fußende primitive Ansichten über die Grundlinien preußisch-deutscher Geschichte waren bis in die engste Umgebung des Präsidenten vorgedrungen. Roosevelt selber hatte nur unklare Vorstellungen und schwache Kenntnisse von Deutschland und daher zunächst keine feste Meinung; aber unter dem Einfluß solcher Berater formte er sich allmählich ein Bild, das jene Verallgemeinerungen und jene tendenziösen Geschichtsdeutungen wenigstens teilweise übernahm. So zeichneten sich schon früh die Umriss einer Deutschlandplanung Washingtons ab, von der sich zur Zeit Casablancas, ohne daß da schon irgendwelche Einzelheiten festgestanden hätten, immerhin soviel sagen ließ, daß sie Deutschland einen mehr als harten Frieden, eine Art Super-Versailles zudachten⁴³⁾. Gewiß kann man der Ansicht sein, der Gedanke, Deutschland aufzuteilen, sei historisch ebenso belanglos, wie es die Pläne zur radikalen Änderung der deutschen Wirtschaftsstruktur, zur Agrarisierung Deutschlands, sind, da nichts davon in der damals vorgesehenen Form verwirklicht worden ist, Amerika bald nach dem Kriege im Gegenteil eine Deutschlandpolitik demonstriert hat, wie sie nach einer so harten Auseinandersetzung und nach so viel Schuld der deutschen Seite menschlich maßvoller, politisch vernünftiger und reifer schlechterdings nicht vorstellbar ist. Aber in jenen Jahren hatten einflußreiche Mitarbeiter Roosevelts und der Präsident selber tatsächlich die Absicht, diese Pläne ganz oder teilweise zu realisieren, und daher sind sie von Gewicht gewesen und in unserem Zusammenhang von Bedeutung. Aus ihnen ergab sich nämlich zwingend die Erkenntnis, daß sie einen ausgehandelten Frieden unmöglich machten, daß sie die totale militärische Niederlage, eben die bedingungslose Kapitulation, und die Besetzung Deutschlands zur Voraussetzung hatten. Roosevelt wollte nicht bloß freie Hand behalten, um seine Deutschlandpolitik im gegebenen Augenblick nach Wunsch bestimmen zu können, er mußte freie Hand behalten, weil er sie in ihrer Tendenz bereits bestimmt hatte. Aber selbst vom schärfsten Gegner Hitlers in Deutschland, der aus Einsicht in die politische Lage oder im Gedanken an die Verbrechen des na-

tionalsozialistischen Regimes, also gewissermaßen als Sühne, zu großen politischen Opfern und Verzichten bereit war, durfte nicht erwartet werden, daß er der totalen politischen Eliminierung oder der wirtschaftlichen Verelendung Deutschlands freiwillig zustimmen würde. Churchill hat das bald erkannt und schon am 21. Juli 1942 in einem Memorandum unzweideutig ausgesprochen:

„Falls das Naziregime gestürzt wird, geht die Macht beinahe mit Sicherheit auf die Spitzen der deutschen Armee über, die keineswegs bereit sein werden, Friedensbedingungen anzunehmen, wie sie von Großbritannien und den Vereinigten Staaten im Interesse der künftigen Weltsicherheit für nötig erachtet werden.“⁴⁴⁾

Diese Erkenntnis ist wohl nicht der unmittelbare Anlaß, jedoch die eigentliche Ursache der Formel von Casablanca gewesen. Von Roosevelts gesamter Deutschlandkonzeption her war sie jedenfalls nur eine logische Konsequenz. Ebenso logisch ist, daß in dem von ihr abgesteckten Rahmen Kontakte zur deutschen Opposition keinen Platz hatten, indiskutabel waren. Die englische Haltung zum deutschen Widerstand ist seit Frühjahr 1940 gewiß kühl und ablehnend gewesen; aber wenn London auch keine Möglichkeit oder Notwendigkeit sah, von dem potentiellen Verbündeten in Deutschland Gebrauch zu machen, so haben die britischen Staatsmänner die Existenz dieses Bundesgenossen wenigstens inoffiziell zur Kenntnis genommen und im Hinblick auf die Nachkriegsaufgaben in Deutschland nie ganz aus den Augen gelassen — Churchill hat mehrmals zu erkennen gegeben, wie unbehaglich ihm der Rigorismus Washingtons war, und an den Rand einer nach England gelangten Denkschrift Trotts, die Sir Stafford Cripps tief beeindruckt hatte, schrieb der Premier: „Very encouraging“⁴⁵⁾. Die amerikanische Haltung hingegen war nicht mehr kühl, sondern eisig, nicht mehr ablehnend, sondern ignorierend; wenn Roosevelt Trotts Denkschrift gelesen und mit einer seiner Politik konsequent entsprechenden Randbemerkung versehen hätte, so hätte der Präsident schreiben müssen: „Very embarrassing“. Es ist bezeichnend, daß in den Darstellungen der militärischen und politischen Kriegführung der Alliierten, etwa bei Feis, Butler oder Langer/Gleason, die deutsche Opposition und Kontakte zu ihr von dem Augenblick an nicht mehr erwähnt oder mit einer bescheidenen Fußnote abgetan werden, da mit dem Kriegseintritt Amerikas die eigentlich alliierte Kriegführung beginnt. Die deutsche Opposition, die Frage ihrer Stärke, ihrer Möglichkeiten, ihrer Zusammensetzung und ihrer Ziele hat in den Vorstellungen Roosevelts einfach keine Rolle gespielt, und weil sie in den Vorstellungen der britischen Politiker doch nur eine winzige Rolle spielte, setzte sich die konsequentere amerikanische Auffassung mühelos durch. Auch die Frage, welchen Eindruck

41) s. Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung (2. Auflage), Krefeld 1951, S. 162 f.

42) s. Rothfels, a. a. O., S. 166 f.

43) s. Moltmann, Amerikas Deutschlandpolitik im zweiten Weltkrieg, Heidelberg 1958.

44) Churchill, a. a. O., Bd. IV, 1, S. 484.

45) s. Zwei außenpolitische Memoranden der deutschen Opposition (Frühjahr 1942), Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Oktober 1957, S. 392.

die Deutschland- und Europapläne des deutschen Widerstandes in Washington und London machen konnten oder mußten — einen günstigen oder einen ungünstigen —, ist daher ohne praktische Bedeutung. Die Reaktion auf diese Pläne ist jedenfalls weit mehr eine nachträgliche Reaktion der Historiker und Publizisten als eine Reaktion der damals handelnden Politiker. Roosevelt hat nicht einmal eine abschwächende Interpretation der Formel von Casablanca geduldet. Als z. B. Eisenhower und dessen Stabschef Bedell Smith im April 1944 anregten, mit Beginn der Invasion eine Erklärung herauszugeben, die den Deutschen eine mildere Behandlung zusichern sollte, wenn sie

die Waffen niederlegten, als die beiden Generale sogar den Vorschlag machten, innerhalb der deutschen Armee und des deutschen Generalstabs eine Bewegung zum Sturze des Regimes hervorzurufen oder zu unterstützen, da hat Roosevelt, obwohl Staatssekretär Stettinius die Ansicht der Militärs teilte, höchst ungnädig reagiert; er empfand das, wie Feis schreibt, als „an effort by diplomatic and military officials to bend if not break his position; to turn his policy into one of bidding with promises for German surrender — which could quite possibly end in an conditional negotiated peace“⁴⁶⁾. Er hat denn auch Diskussionen über solche Fragen kurzerhand verboten.

Schwäche der psychologischen Kriegführung des Westens

Aus dieser Politik folgte notwendigerweise die von Hajo Holborn mit Recht konstatierte Schwäche der damaligen sogenannten „psychologischen Kriegführung“ des Westens: das Fehlen jeder im eigentlichen Sinne des Wortes politischen Propaganda⁴⁷⁾. Voraussetzung einer derartigen Propaganda wären Kriegsziele gewesen, die das deutsche Volk noch hätte akzeptieren können. Da aber, wie Eisenhower im Frühjahr 1944 schrieb⁴⁸⁾, die Bekanntgabe der wahren Kriegsziele nur geeignet gewesen wäre, die deutsche Kampfmoral zu stärken, mußten die Westmächte, wenn sie nicht primitiv machiavellistisch operieren wollten, auf den Versuch verzichten, Volk und Regime in Deutschland zu trennen. Da sie selber die Solidarität zwischen ihnen und den deutschen Gegnern des nationalsozialistischen Systems nicht erkannten oder nicht mehr wahrhaben wollten, konnten sie diese Solidarität auch dem deutschen Volk nicht begreiflich machen und damit eine künftige Friedensordnung nach Hitler — in die sie schließlich doch das deutsche Volk einbeziehen mußten — vorbereiten helfen. Der deutsche Widerstand selbst aber hatte im totalen Staat, der überdies unter schärfstem Kriegsrecht stand, nicht die geringste Möglichkeit, dem intensivster nationalsozialistischer Propaganda ausgesetzten Volk schon vor dem Putsch zu sagen, warum der Sturz des Regimes notwendig sei; und man muß sich doch einmal die Frage vorlegen, wie eine breitere Bewegung gegen Hitler ohne breitere geistige Vorbereitung hätte entstehen sollen. Daß die Alliierten entsprechende positive Ideen nicht geben wollten und konnten, hat der deutschen Opposition mindestens eine psychologische Voraussetzung gekostet: die Sicherheit oder doch Wahrscheinlichkeit, während und nach dem Staatsstreich vom Volk verstanden zu werden. Die Westmächte hatten wohl Institutionen und Organisationen für „psychological warfare“ ge-

schaffen, aber damit keineswegs eine politische Lösung des Deutschlandproblems vorbereitet, sondern in der Tat lediglich Krieg führen, d. h. die Kampfmoral schwächen wollen — nichts anderes, als was auch die Bombenangriffe u. a. bezweckten. Eine derartige Propaganda war daher fast gezwungen — neben der Kritik an den Verbrechen und Schwächen des Regimes und neben mehr oder weniger zutreffenden Kommentaren zur militärischen Lage —, Themen aufzugreifen, die, statt geeignet zu sein, das deutsche Volk vom nationalsozialistischen Re-

gime zu trennen, nur darauf hinausliefen, es zu spalten.

So hat Churchill schon am 5. Januar 1941 vorgeschlagen, den Gegensatz zwischen Preußen und Süddeutschland zu schüren und den preußischen Militarismus zu attackieren⁴⁹⁾; und bei ähnlich unzulänglichen Methoden ist es bis Kriegsende geblieben. Es wurde also auf Gegensätze spekuliert, die vereinzelt noch in der älteren Generation und vor allem in den Witzblättern ihre Rolle spielten, die aber längst nicht mehr als politische Faktoren existierten; und es wurde mit Pfeilen geschossen, von denen man sich hätte sagen können, daß sie wenig Aussicht hatten, irgendein Ziel zu treffen, wenn man daran gedacht hätte, daß weder der Generalstabschef Halder noch der populäre Rommel und schon gar nicht so typische Hitlergenerale wie Jodl und Feldmarschall Schörner Preußen waren, sondern mit Ausnahme des Württembergers Rommel Bayern. In diesem Sinne und weil sie sich auf die reine Negation beschränkte, war die alliierte Propaganda gewissermaßen reaktionär. Da aber der schärfste propagandistische Angriff wirkungslos bleibt, jedenfalls nicht zum Handeln bewegt, wenn in ihm nicht auch ein positive Gegenposition oder eine zukünftige Möglichkeit präsent ist, kann es nicht verwundern, daß die psychologische Kriegführung der Alliierten im großen und ganzen keine nennenswerten Resultate zeitigte. Der deutschen Opposition hat sie bestimmt nicht genützt, sondern eher geschadet.

Furcht vor einem deutsch-sowjetischen Sonderfrieden

Nun ist gesagt worden, daß die Haltung der Westmächte wesentlich von der Rücksicht auf die Sowjetunion diktiert war. Gewiß ist es richtig, daß London und Washington ängstlich bemüht waren, auch nur den Anschein lässiger Kriegführung zu vermeiden, vom Verdacht, einen Sonderfrieden mit Deutschland schließen zu wollen, ganz zu schweigen. Rußland hatte lange und schwere Jahre die Last des Kampfes gegen Deutschland, wenigstens zu Lande, allein zu tragen, und die bis Ende 1943 gegebene Unmöglichkeit, auch nur einen Ersatz für eine zweite Front auf dem Kontinent zu schaffen, hat in London und Washington einen gewissen Minderwertigkeitskomplex erzeugt, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden soll. Ebenso müssen bei dieser Lage Befürchtungen in Rechnung gestellt werden, Stalin könnte, wenn er von Friedensführlern der Westmächte erfahre, diesen mit einem deutsch-russischen Sonderfrieden zuvorkommen, so daß sie Hitler allein gegenüberstanden — die Erinnerung an den August 1939 war noch durchaus lebendig. Auch hat bei manchen westlichen Politikern offenbar der Gedanke mitgespielt, die Westmächte müßten der interalliierten Einigung über die Behandlung

Deutschlands und der Einigung über die damit verknüpften Grenzfragen so lange ausweichen, als die UdSSR auf dem Kontinent allein kämpfe und deshalb in der überlegenen Verhandlungsposition sitze. Aber das waren im Grunde doch nur taktische Erwägungen und taktische Argumente. Die eigentlichen Gründe der anglo-amerikanischen Deutschlandpolitik und der aus ihr folgenden Ignorierung des deutschen Widerstands sind, wie zu zeigen versucht wurde, nicht in der Rücksichtnahme auf den sowjetischen Verbündeten zu finden, sondern in Auffassungen und Stimmungen, die ausschließlich auf westlichem Boden gewachsen waren. Im übrigen hätte die Sowjetunion selbst den Westmächten für deren eigene Zusammenarbeit mit deutschen Gruppen eine glänzende Rechtfertigung geliefert. London und Washington hätten sich doch kein besseres Argument zur Beschwichtigung des sowjetischen Mißtrauens wünschen können, als den Hinweis darauf, daß ja gerade Moskau vorangegangen war und im Sommer 1943 das Nationalkomitee Freies Deutschland und den Bund Deutscher Offiziere aus der Taufe gehoben hatte.

47) Holborn, *The Political Collapse of Europe*, New York 1951, S. 173.

48) Feis, a. a. O., S. 355.

46) Feis, Churchill — Roosevelt — Stalin, London 1957, S. 355.

49) Churchill, a. a. O., Bd. III, 1, S. 455.

Keine Rücksichtnahme Stalins

Stalin und die Komintern hatten nach 1933 zwar die kommunistischen Untergrundzellen in Deutschland offenbar nur nachlässig unterstützt; abgesehen von der verfehlten Hoffnung auf einen baldigen Zusammenbruch des NS-Regimes, lagen die Schwerpunkte der kommunistischen Aktivität damals in Spanien, Frankreich, Asien und in Rußland selber, und die Zellen in Deutschland waren überdies, ungeachtet des Mutes und der Opferbereitschaft ihrer Mitglieder, weder im Rahmen des ganzen Volkes noch im Rahmen der Arbeiterschaft von nennenswerter politischer Bedeutung. Während der kurzen Zeit des Liebesfrühlings zwischen Hitler und Stalin vermied es Moskau erst recht, gegen das Dritte Reich zu arbeiten; Stalin opferte der sowjetischen Expansion rücksichtslos die Kommunisten in Deutschland; ja, er lieferte sogar, was überhaupt nicht nötig gewesen wäre, zahlreiche nach Rußland emigrierte deutsche Kommunisten an Hitler aus. Nachdem er der KPD auf solche Weise selber ein Cannae bereitet hatte, war es natürlich unmöglich geworden nach Beginn des deutschen Angriffs auf Rußland die kommunistische Untergrundarbeit in Deutschland auf breiter Basis wieder zu aktivieren. Die Masse der deutschen Arbeiterschaft marschierte in Hitlers Armeen über den Bug und war nach dem in der UdSSR erhaltenen Anschauungsunterricht über die sowjetische Wirklichkeit erst recht immun gegen kommunistische Infiltrationsversuche.

Es ist daher kein Zufall, daß Stalin sich schließlich zunächst Gruppen zugewandt hat, die keineswegs aus der Arbeiterschaft, sondern aus dem Bürgertum stammten. Sie setzten sich aus Offizieren, Beamten und Intellektuellen zusammen, die entweder kommunistisch geworden waren und bewußt die nationalsozialistische Diktatur mit der kommunistischen vertauschen wollten oder aber aus Verzweiflung über die Verbrechen des deutschen Regimes dazu gekommen waren, gegen den Teufel Hitler nicht einmal mehr den Beelzebub Stalin als Bundesgenossen zu verschmähen; manche haben auch, ohne sich über die politische Richtung, die sie eingeschlagen hatten, ganz klar zu sein, einfach nach einem Kreis von Menschen verlangt, in dem sie ihre Empörung über das nationalsozialistische Regiment aussprechen und betätigen konnten. Reicht die „Rote Kapelle“ also mit einem Teil ihrer Angehörigen zweifellos in die deutsche Widerstandsbewegung hinein, so beschränkte sich ihre eigentliche Funktion und ihr Nutzen für Stalin doch darauf, als sowjetischer Spionagering zu arbeiten; auch und gerade für Moskau war sie nicht eigentlich ein politischer Faktor, sondern ein militärisch-nachrichtendienstliches Instrument. Als aber in Stalingrad und in den anschließenden Schlachten erstmals eine größere Anzahl deutscher Soldaten und Offiziere in sowjetische Gefangenschaft geriet, da hat Stalin nicht gezögert, den moralischen und politischen Schock, den diese Gefangenen sichtlich erlitten hatten, psychologisch auszunützen⁵⁰). Ohne sich im geringsten um die da-

malige Deutschlandpolitik der Westmächte zu kümmern, hißte er die deutsch-nationale Fahne und die Flagge deutsch-russischer Freundschaft, unter deren Zeichen er den gefangenen Deutschen, namentlich den Generalen, als Preis einer Zusammenarbeit Versprechungen offerierte, die das genaue Gegenteil von bedingungsloser Kapitulation darstellten.

Roosevelt hatte in Casablanca kaum ausgedrückt, als die Sowjets das Nationalkomitee Freies Deutschland und den Bund deutscher Offiziere gründeten und dem amerikanischen Präsidenten damit eine schallende Ohrfeige versetzten, die Roosevelt aber weder gefühlt noch gehört zu haben scheint. Jedenfalls hat er keine Konsequenzen aus der fast grotesken Situation gezogen, daß zur gleichen Zeit, da die Westmächte ihre Ablehnung von Kontakten mit der deutschen Opposition auch mit der Rücksicht auf Moskau begründeten und „unconditional surrender“ verkündeten, die Sowjetunion eine Institution ins Leben rief, die zwar gewiß noch keine Exilregierung war, aber in den ersten Monaten ihres Bestehens dem Keim einer solchen bemerkenswert ähnlich sah. Stalin hat sicherlich kaum je daran gedacht, die den deutschen Offizieren gemachten Zusagen auch zu erfüllen; für ihn bedeutete die ganze Angelegenheit wohl nicht mehr als ein taktisches Manöver, um den Westmächten mit der Drohung einer deutsch-russischen Annäherung die zweite Front und vor allem die Zustimmung zur Vorverlegung der russischen Westgrenze abzupressen. Sein Verhalten nach der Moskauer Außenministerkonferenz Ende November 1943 und nach der Konferenz von Teheran, die ihm die Befriedigung des zweiten Wunsches grundsätzlich garantierten, hat seine Absicht deutlich genug enthüllt. Wenn aber die Westmächte an Verbindungen zum deutschen Widerstand tatsächlich interessiert gewesen wären und die Rücksicht auf Stalin ein ernstliches Hindernis dafür dargestellt hätte, hätten sie den lediglich taktischen Charakter der sowjetischen Handlungsweise, der ihnen durchaus klar war, übersehen und sich einfach an die Fakten halten können. Selbst stalinistischer Dialektik wäre es nach der Gründung des Nationalkomitees schwer gefallen, ähnliche Maßnahmen Londons und Washingtons oder Verhandlungen des Westens mit deutschen Oppositionsgruppen als finstere kapitalistische Machenschaften zu brandmarken. Solche Verhandlungen hätten jedenfalls die Koalition mit der Sowjetunion weit weniger gefährdet als eine Nichterfüllung ihrer territorialen Forderungen. Aber Anthony Eden erklärte vor dem britischen Unterhaus — nach dem Eingeständnis, über die Gründung des Komitees vorher nicht informiert worden zu sein —, die Regierung Seiner Majestät beabsichtige nicht, eine ähnliche Bewegung ins Leben zu rufen⁵¹).

Daß der Westen den ihm von Stalin zugespielten Ball nicht auffing, sondern bei seiner in Casablanca bekräftigten Haltung blieb, ist in

Anbetracht der Starrheit seiner Konzeption nicht weiter erstaunlich. Die deutschen Gegner Hitlers aber lediglich als Werkzeuge zu benutzen und sie nach getaner Schuldigkeit fallenzulassen, wäre schon unter moralischem Gesichtspunkt für eine Politik des Westens unmöglich gewesen. Dennoch hat die Deutschlandpolitik der Vereinigten Staaten und Englands hier noch einmal vor einem Kreuzweg gestanden. Denn im gleichen Maße, in dem sich nicht allein die antinationalsozialistische, sondern die antideutsche Stimmung im Westen ausbreitete und verhärtete, im gleichen Maße, in dem eine jedes sinnvolle Gespräch mit dem deutschen Widerstand ausschließende Deutschlandplanung Londons und namentlich Washingtons Gestalt gewann, sind innerhalb Deutschlands die psychologischen Voraussetzungen und die faktischen Chancen eines Staatsstreichs wieder größer geworden: Zum dritten Male seit 1938 entwickelten sich westliche Politik und deutsche Widerstandsbewegung in völlig entgegengesetzten Richtungen, zum dritten Male verfehlten sie sich. Schon Hitlers Triumph in Frankreich hatte die grundsätzlich antihitlerisch Gesinnten, anders als der Erfolg von München, nicht mehr sonderlich beeindrucken können.

Die oppositionellen Offiziere dachten nicht anders, obwohl sie sich gegen die mit einem von ihnen selbst errungenen Erfolg verbundene eigene Hochstimmung zu wehren hatten. Goerdeler sagte ihnen in einer schon am 1. Juli 1940 entstandenen Denkschrift, die Armee trage nach ihrem Siege noch größere Verantwortung, und ein Kreis von Offizieren war bereit, diesen Satz zu akzeptieren⁵²). Schon nach dem Polenfeldzug hatten die Verbrechen der SS das Gewissen vieler Offiziere erregt. Der nach dem 20. Juli hingerichtete General Stieff, damals Gruppenleiter im Generalstab, hatte im November 1939 nach einem Besuch in Warschau an seine Frau geschrieben: „Man bewegt sich dort nicht als Sieger, sondern als Schuldbewußter“, erklärt: „Ich schäme mich ein Deutscher zu sein“, und daraus den unabweisbaren Schluß gezogen: „Die Minderheit, die durch Morden, Plündern und Sengen den deutschen Namen besudelt, wird das Unglück des ganzen deutschen Volkes werden, wenn wir ihnen nicht bald das Handwerk legen.“⁵³) Seit Beginn des Rußlandfeldzuges hatte sich diese Entwicklung beschleunigt und an Umfang zugenommen. Sowohl die hinter der Front geschehenen Verbrechen wie die sich nun häufenden militärischen Führungsfehler Hitlers schufen das, was Hassell damals die „zunehmende Disposition“ der Generale für oppositionelle Gedanken nannte⁵⁴), und auch der Zuzug jüngerer Offiziere hielt an.

Für die Frage der Motive ist es gewiß aufschlußreich, daß gerade solche Soldaten den Weg zum aktiven Widerstand fanden, die mit den Verbrechen an Ort und Stelle konfrontiert worden sind; man braucht nur an Olbricht, Gersdorff, Boeselager und wieder an Stieff zu

52) s. Ritter, a. a. O., S. 267 f.

53) Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Juli 1954, S. 300.

54) Hassel, a. a. O., S. 231.

50) s. Watt, a. a. O., S. 77.

51) Times (London), 29. Juli 1943.

denken — ja, Treskow gelang es, den Stab der Heeresgruppe Mitte planmäßig zu einem Putschinstrument auszubauen. Im Winter 1941 ist in Berichten deutscher Heeresgruppen sogar von einer weit verbreiteten und gefährlichen Mißstimmung des Offizierskorps der Ostfront die Rede, von einer Mißstimmung, die von den hinter der Front begangenen Verbrechen des Regimes hervorgerufen sei⁵⁵). Je mehr sich die Verbrechen häuften, je deutlicher sich die Endlosigkeit des Krieges abzeichnete, je maßloser und fehlerhafter die militärischen Pläne Hitlers

Gleiche Prämissen — entgegengesetzte Folgerungen

Man wird die psychologische Wirkung dieser Forderung auf das deutsche Volk im allgemeinen auf die Widerstandsbewegung im besonderen doch recht hoch einschätzen müssen. Gewiß war der Kern der Opposition gegen Hitler von sittlichen Motiven bestimmt, denn ein Deutscher, erst recht ein Offizier, der während eines Krieges sich entschloß, an einer Verschwörung gegen seine Regierung teilzunehmen, konnte die Schranken des normalen Gehorsamsprinzips nur dann überwinden, wenn höhere Prinzipien es seinem Gewissen geboten. Spricht es aber gegen die entscheidende Bedeutung sittlicher Motive, wenn die Verschwörer großen Wert darauf legten, einen Putsch außenpolitisch zu sichern und der nach Hitler aufzubauenden politischen Ordnung durch einen möglichst günstigen Friedensvertrag die Belastungen der Weimarer Republik zu ersparen? Wenn Roosevelt aus der Entwicklung nach Versailles den Schluß gezogen hatte, man dürfe Deutschland keinerlei Zusagen machen, so gelangten die deutschen Oppositionellen von den gleichen Prämissen zu entgegengesetzten Folgerungen. Jeden General, der zu jener Zeit Putschplänen nähertrat, mußte der Gedanke beklemmen, sich dem Vorwurf auszusetzen, man habe Hitler „um den zum Greifen nahen Sieg gebracht“. Brachte der Putsch nicht nur Hitler um den Sieg, sondern hatten seine deutschen Gegner lediglich die „üble Erbschaft“ einer totalen Niederlage zu verwalten, so war leicht vorzusehen, daß es um die Stabilität eines politisch organisierten „anderen Deutschland“ schlecht bestellt sein würde. War aber einem Staatsstreich nicht einmal die Bewahrung der politischen Substanz Deutschlands möglich, so stellte sich unweigerlich die Frage, ob sich dann das Risiko einer Aktion überhaupt noch lohne und ob man dem nationalsozialistischen Regime die sichtbare Verantwortung für den Zusammenbruch Deutschlands abnehmen solle und dürfe. Zwar haben nicht allein Theologen wie Bonhoeffer die Niederlage und schwere politische Opfer als Buße akzeptiert, sondern auch Offiziere wie Stieff bezeichneten das „einbrechende Strafgericht“ als „eine gerechte Sühne für alle die Schandtaten, die wir Deutschen in den letzten Jahren begangen bzw. geduldet haben“⁵⁶). Aber auch Männer von solcher Gesin-

wurden, desto tiefer fraß sich diese Mißstimmung, womit auch die Chancen eines Staatsstreiches wieder wuchsen. Seinen Höhepunkt erreichte dieser Prozeß mit Stalingrad, das ja nicht lediglich als militärische Katastrophe, sondern ebenso als moralische Bankrotterklärung des Diktators wirkte und das deutsche Volk wie ein Schock traf. Jetzt, da der Augenblick gekommen war, von dem Chamberlain und Halifax 1939 und 1940 gesprochen hatten, erhob Roosevelt in Casablanca die Forderung nach „unconditional surrender“.

nung konnten nicht verkennen, welches politische Handicap für den Erfolg der Verschwörung — der von der Gewinnung möglichst vieler Indifferenter für die Opposition ja stark abhing — das wachsende Empfinden des deutschen Volkes bedeutete, daß die Alliierten zwischen Nationalsozialisten und Deutschen keinen Unterschied machen würden. Casablanca mußte wie eine endgültige Bestätigung dieses Empfindens wirken und dazu beitragen, den Schock von Stalingrad zu paralysieren. Ist es nicht aufschlußreich, wenn Goebbels schon am 25. Januar 1942 beruhigt in sein Tagebuch schrieb, daß die Gegner diesmal „keine Wilsonschen 14 Punkte haben“, daß er aber am 4. Dezember 1943 mit spürbarer Besorgnis vermerkte, bei den Westmächten seien „infame Pläne“ aufgetaucht, die Kapitulationsformel zu mildern⁵⁷?

Es ist daher nur zu begreiflich, daß die deutsche Opposition trotzdem immer wieder versucht hat, in der glatten Mauer westlicher Ablehnung Fugen zu entdecken oder zu schaffen. Goerdeler hat bis 1944 nicht abgelassen, über die Stockholmer Bankiers Wallenberg auf London einzuwirken⁵⁸), und Gisevius oder auch Trott zu Solz haben bis zum 20. Juli enge Beziehungen zu Allen Dulles, dem Leiter des amerikanischen OSS in der Schweiz, unterhalten. Wenn bei diesen Bemühungen vor allem Goerdeler noch 1943 und 1944 Forderungen stellte, namentlich in territorialen Fragen, die angesichts der Kriegslage in der Tat wenig realistisch waren, so ist das weniger auf nationale Vorurteile oder auf eine Verkennung der Situation, ja sogar weniger auf seinen unerschütterlichen Glauben an die Wirkung einer politisch vernünftigen Argumentation zurückzuführen als auf den Wunsch, den zögernden Generalen positive Zusagen der Westmächte bieten zu können. Gegen die Auffassung, die Vorschläge der deutschen Opposition seien zu „unrealistisch“ gewesen, um die Alliierten für eine Kooperation mit ihr zu gewinnen, darf wohl gesagt werden, daß angesichts der alliierten Grundeinstellung selbst der bescheidenste deutsche Vorschlag „unrea-

listisch“ gewesen wäre. Kein Zweifel kann natürlich darüber bestehen, daß Argumente der Opposition, die einen künftigen Konflikt zwischen den Westmächten und der Sowjetunion vorzeichneten und deshalb die Notwendigkeit betonten, Deutschland als politischen Faktor zu erhalten, in der militärischen, politischen und psychologischen Lage von 1943/44 an der Wirklichkeit vorbeigingen. Aber hat ihnen der Geschichtsverlauf nicht recht gegeben? Hat er nicht das von Anthony Eden zum alleinigen Kriterium der Möglichkeit von Kontakten mit dem deutschen Widerstand erhobene „nationale Interesse“ als alleiniges Kriterium gerade widerlegt? Hat er nicht die Voraussage eines Trotts bestätigt, daß die entscheidende Entwicklung in Europa „auf sozialem und nicht auf militärischen Gebiet“ stattfinden werde⁵⁹), oder eines Moltke, daß das Schicksal von Europa nach dem Kriege „weniger ein Problem von Grenzen und Soldaten“ sein als von der Frage abhängen werde, „wie das Bild des Menschen in den Herzen unserer Mitbürger wiederaufgerichtet werden“ könnte?⁶⁰

Es ist nicht unbegreiflich, daß beschwörende Mahnungen dieser Art, zumal in Kriegszeiten, kein Echo fanden bei einer Welt, deren Erfahrungen ihr bislang keinen zwingenden Anlaß gaben, den Bannkreis nationalstaatlichen Denkens zu sprengen, ja, daß selbst solche Worte den Verdacht erweckten, die Deutschen wollten nur der Niederlage oder doch ihren wesentlichen Folgen ausweichen. Daß die Niederlage ihres Vaterlandes unvermeidlich sei, war den Führern der deutschen Opposition indessen seit langem klar. „Wir wissen“ so hatte wiederum Moltke schon 1942 gesagt, „daß der Erfolg unseres Kampfes wahrscheinlich unseren vollkommenen Zusammenbruch als nationale Einheit bedeuten wird. Aber wir sind bereit, dem ins Auge zu sehen.“ In der Tat hat die deutsche Opposition am Ende den Staatsstreich gewagt, nicht nur ohne jede Hoffnung, die Niederlage noch abwenden zu können, sondern auch ohne jede Zusage erträglicher Friedensbedingungen für ein „anderes Deutschland“, ja mit der Gewißheit, daß eine neue deutsche Regierung schwerste Opfer zu bringen und die materielle und moralische Haftung für die im Namen Deutschlands von Hitler begangenen Verbrechen auf sich zu nehmen haben würde. In einer bemerkenswerten Abhandlung zu unserem Thema, dessen Verfasser (D. C. Watt) viel Verständnis für die schwierige Lage der deutschen Opposition bezeugt, ist argumentiert worden, das Scheitern des Staatsstreichs vom 20. Juli 1944 habe die skeptische Einstellung der Alliierten hinsichtlich des deutschen Widerstands und hinsichtlich der Chancen seiner Aktionspläne als gerechtfertigt erwiesen⁶¹). In Anbetracht der schweren außenpolitischen Belastungen, unter denen der Staatsstreich unternommen wurde, in seinem Scheitern einen Beweis dafür zu er-

56) Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Juli 1954, S. 304.

57) The Goebbels Diaries 1942—1944, New York 1948, S. 47, S. 144 f.; s. Vagts, Unconditional Surrender — vor und nach 1943, Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Juli 1959, S. 298, S. 299, Fußnote 94.

58) s. Ritter, a. a. O., S. 369, 382, 389.

59) s. Rothfels, Das politische Vermächtnis des deutschen Widerstands, Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Oktober, 1954, S. 340.

60) Einer vom deutschen Widerstand, a. a. O., S. 10.

61) Watt, a. a. O., S. 84.

55) Archiv des Instituts für Zeitgeschichte München.

blicken, daß diese Belastungen ohne Bedeutung für sein Gelingen waren, muß jedoch als eine gewagte Logik erscheinen. Bleibt es nicht eine offene Frage, ob nicht eine Ermutigung von seiten der Alliierten die Basis des Staatsstreichs erweitert haben würde, ob also die Aktion des 20. Juli nicht besser fundiert gewesen wäre,

wenn die Goerdeler und Hassell, die Tresckow, Schlabrendorff und Gersdorff schwankenden Generalen wie Kluge, Rommel und vielleicht auch Manstein und Fromm während der Peripetie des Krieges hätten sagen können, daß es zur militärischen Niederlage mit Hitler eine brauchbare politische Alternative ohne Hitler gebe?

Die Würde des Menschen als höchstes Gut

Aber noch ein Wort zum Abschluß. Manche Historiker des Auslandes mögen der Meinung sein, daß ihre deutschen Kollegen den Gedanken und Bestrebungen einer deutschen Minderheit, die den Sturz Hitlers lange geplant hat und dann mit ihrer Aktion völlig gescheitert ist, im Verhältnis zum historischen Resultat zuviel Bedeutung beimessen; und sie mögen argwöhnen, daß dies geschehe, um ein Alibi zu gewinnen für gewisse Klassen des deutschen Volkes oder gar für alles, was unter Hitlers Regime an Verbrechen verübt worden sei. Gewiß, so lautet unsere Antwort, auch als deutsche Historiker würdigen wir die Existenz und Handeln des deutschen Widerstandes, an dem alle sozialen Schichten beteiligt waren, dankbar als ein wertvolles Zeugnis gegen die kollektive Verurteilung des deutschen Volkes wie gegen die kollektive Verurteilung jeder seiner einzelnen

Klassen. Niemals aber können Existenz und Handeln eines deutschen Widerstandes als simples Alibi für die im Namen Deutschlands vom Hitler-Regime begangenen Verbrechen gelten. Indes, die eingehende und sorgfältige Würdigung, die deutsche Historiker — und heute schon nicht mehr sie allein — dem deutschen Widerstand zuteil werden lassen, hat noch einen anderen, tieferen Grund, welcher der entscheidende ist.

Wenn die Männer und Frauen der deutschen Opposition schließlich auch ohne Gewähr für den unmittelbaren Erfolg oder für den künftigen politischen Nutzen ihrer Aktion gehandelt haben, so deshalb, weil ihnen eben nicht Deutschland über alles ging, sondern die Würde des Menschen und die Majestät des Rechts. Indem sie unter diesem Zeichen im Kampf gegen ein System — das im mißbrauchten

Namen der Nation die Gewissen beugen wollte — die gerade in Deutschland so hohen Schranken traditioneller Loyalität und konventionellen Gehorsams durchbrachen, haben sie die wahre Rangordnung der Werte bekräftigt, gewinnt mithin ihr Handeln trotz seines Scheiterns in seiner Zeit die Bedeutung eines historischen Faktums von überzeitlichem moralischen Gewicht. Die unbedingte Haltung der Wenigen vermag den Sinn der Vielen für die unverzichtbaren Grundlagen freiheitlicher Lebensordnung im eigenen Lande zu schärfen und zu festigen; sie vermag trotz der zwangsläufigen oder tragischen oder vermeidbaren Irrtümer beider Seiten, welche die Geschichte der Beziehungen zwischen den Alliierten und dem deutschen Widerstand aufweist, als Katalysator des Prozesses der Wiederannäherung zwischen Deutschland und seinen ehemaligen Gegnern zu wirken und ein Gefühl der Solidarität über Landesgrenzen hinweg zu fördern, das auf dem Bewußtsein gemeinsamer Ideale beruht.

Anmerkung:

Dr. Helmut Krausnick, geb. 19. 2. 1905 in Wenden, Kreis Braunschweig, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, München.

Hermann Graml, geboren am 10. November 1928. Gymnasium Günsberg, Bayern. Universitätsstudien München, Tübingen: Geschichte, Germanistik und Politische Wissenschaften, Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte.

VON KOENIGSWALD

Die Gewaltlosen

Dichtung im Widerstand gegen den Nationalsozialismus

Diese Darstellung der Gewaltlosen im deutschen Widerstand kann nur ein kleiner Ausschnitt eines Ganzen sein, das seine Opfer, Sprecher und Helden in allen Schichten unseres Volkes hatte. Weder die Bedeutung des Kirchenkampfes, der beiden Konfessionen aufgezwungen war, noch das Schicksal vieler anderer — die zum Teil ihr mutiges Eintreten für Recht und Menschlichkeit im KZ und manche mit ihrem Leben bezahlen mußten, das Wirken politischer Gruppen von rechts wie von links, das Wirken von Zeitschriften wie Pechets „Deutsche Rundschau“ oder Guttenbergs „Weiße Blätter“ konnte in die Darstellung einbezogen werden. Ebenso konnten auch die drei: Klepper, Schneider und Bergengruen nur mit dem Teil ihres Wirkens — und nicht einmal mit dem ganzen Teil — zu Worte kommen, der in direktem Bezug zu ihrem Widerstand steht. Ihr übriges Werk, das doch diese Zeit ihrer Bewährung entweder vorbereitet hat oder ausklingen ließ, mußte ebenfalls fortgelassen werden. Aber der Verfasser glaubte sich zu dieser Darstellung verpflichtet, um das Andenken der Gewaltlosen deutlicher neben das der aktiven Widerstandskämpfer treten zu lassen; er glaubte sich um so mehr dazu berechtigt, weil er diesen Weg ihres Widerstandes durch Jahre hindurch als Freund an ihrer Seite gehen durfte; und vielleicht ist das persönliche Erleben jener Jahre der wesentliche Schlüssel zum Verständlichmachen, worum es ging. Die Kunst zwischen den Zeilen zu lesen, die während der Jahre des Widerstandes fast selbstverständlich war, ist in den Nachkriegsjahren wieder ganz vergessen. Sie ist anders für diejenigen, die in der Unfreiheit der Zone leben. Sie ist für den, der sie in der Zeit nicht erlebt hat, kaum rekonstruierbar.

In diesen Jahren der inneren Not und des gewaltlosen Kampfes ist eine Dichtung entstanden, die zu dem Eindringlichsten deutscher politischer Dichtung gehört.

In den ersten Gesprächen mit Amerikanern nach dem Zusammenbruch 1945, die eher Verhöre zu nennen waren, voller Fremdheit, Zurückhaltung und Mißtrauen, konnte es geschehen, daß der Amerikaner sagte: „Sie sprechen von Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Sie sagen, Sie selbst hätten daran teilgenommen — gut: wieviele Gewehre hatte Ihre Widerstandsgruppe?“ „Gewehre —? Aber darum ging es doch gar nicht. So läßt sich das nicht sagen. Es war doch vor allem eine geistige Auseinandersetzung. Es ging um das Grundsätzliche, um die Basis. Verstehen Sie —?“ „Gut“, antwortete der Amerikaner unbeeindruckt, „aber wieviele Gewehre standen zur Verfügung?“ „Gewehre hätten uns nichts genützt. Wir hatten keine.“ „O, ich sehe, es war also kein wirklicher Widerstand...“

Wenn vom deutschen Widerstand gegen den Nationalsozialismus die Rede ist, mischt sich auch heute noch oft genug die Vorstellung mit hinein, als sei es darum gegangen, daß Gewalt gegen Gewalt aufstand, ein politischer Machtkampf gegeneinander gerichteter Kräfte geführt wurde, ein geheimes, revolutionäres Unterwühlen, ein Partisanenkampf, wie in den besetzten Ländern während des Zweiten Weltkrieges. Aber das Eigentliche, Wesentliche des deutschen Widerstandes ist damit noch nicht umschrieben. Es reicht in andere, tiefere und nur schwer abgrenzbare Schichten des Bewußtseins und muß nicht unbedingt in einer gewollten politischen Aktion enden.

„Das Gewissen steht auf“, „Das Gewissen entscheidet“ lauten die Titel von zwei Bänden Berichten und Lebensbildern aus dem deutschen Widerstand. Das Gewissen — das war es. Seine

tragenden Kräfte sind Verantwortungsbewußtsein, Glaube, Rechtsgefühl, Menschlichkeit. Die Grenzen sind schwer abzustecken. Sie entziehen sich einer genauen Fixierung. Sie sind für jeden einzelnen verschieden tief eingewurzelt. Das macht die Abgrenzung, wo der Widerstand beginnt, wo er hätte beginnen müssen, so schwierig.

Der 20. Juli als Gedenkdatum des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus will und kann nur von symbolischer Bedeutung sein für eine Geisteshaltung, die sich an kein bestimmtes Datum, an keine einzelne Tat binden läßt, so festumrissen auch der 20. Juli 1944 in der Geschichte des Widerstandes steht:

Scheitelpunkt einer langen Entwicklung

Auch vor dem 20. Juli 1944 hat es Planungen und Versuche gegeben, um den Weg in das Unheil zu verhindern. Im September 1938 standen Truppen auf dem Kamm des Thüringer Waldes, um Hitler, wenn er vom Nürnberger Parteitag zurückkäme, auf dem der Krieg gegen die Tschechoslowakei proklamiert werden sollte, gefangen zu nehmen, ihn vor ein Gericht zu stellen und den bedrohten Frieden noch im letzten Augenblick zu retten. Aber auf dem Höhepunkt der Krise erschien der englische Premierminister Chamberlain bei Hitler. Es kam zu dem Münchener Abkommen, das das Sudetenland mit Zustimmung von England und Frankreich an den Nationalsozialismus preisgab. Hitler kehrte als Triumphator ohnegleichen über

Scheitelpunkt einer Entwicklung, die in eine Verschwörung mehrerer Widerstandsgruppen aus verschiedenen Richtungen und mit verschiedenen politischen Zielsetzungen mündet, in aller Verschiedenheit verbunden zu der einen notwendigen Tat, die Rettung bringen sollte — und mißglückte; tragischer Ausgangspunkt eines ungeheuren Blutopfers, das danach der nationalsozialistische Terror von denen abforderte, auf die der Verdacht fiel, seinem Herrschaftswillen entgegen zu sein, weil es schließlich verboten sein sollte, eine unabhängige Meinung über Schicksalsfragen des eigenen Volkes zu haben, die, wie der Volksgerichtshofspräsident Freisler zynisch sagte „zur ausschließlichen Zuständigkeit Adolf Hitlers gehören...“

den Thüringer Wald nach Berlin zurück. Der Rebellion war der Boden entzogen. Der psychologische Augenblick war vorbei, er wiederholte sich auch nicht mehr, als im Jahr darauf Hitlers Krieg mit dem Angriff auf Polen wirklich begann. Es gab stille, mutige Versuche einzelner, um das Verhängnis zu wenden. Es gab eine in das Flugzeug Hitlers geschmuggelte Bombe, die nicht explodierte; einen Vater, der bereit war, seinen eigenen Sohn zu opfern. Er sollte mit einer Sprengladung im Tornister Hitler eine neue Kampfausrüstung der Truppe vorführen und dabei sich selbst und Hitler in die Luft sprengen. Aber es ist nie zu dieser Vorführung gekommen.

Daß diese und mehrere andere sorgfältig vorbereitete Versuche sich nicht erfüllen konnten, gehört zu der tragischen Ergebnislosigkeit des deutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, für das der 20. Juli als Gedenkdatum zum Symbol geworden ist.

Aber nicht nur die Gewalt, der Wille zur Aktion — gleich ob er sich in Tat und Opfer erfüllen konnte oder nicht — wird zum Kriterium, um den deutschen Widerstand in seinem Wesenskern begreifen zu können. An einer Gestalt wie die des Grafen Moltke wird dies deutlich. Moltke lehnte für sich jede Gewalttat ab. Er beruft sich noch in seinen letzten Briefen aus dem Gefängnis in Tegel, wenige Tage vor seiner Hinrichtung, darauf und preist es als eine göttliche Gnade, daß er durch seine frühe Verhaftung aus der Versuchung herausgenommen worden sei, in die aktive Putschvorbereitung des

20. Juli 1944 hineingezogen zu werden. Er war schon ein halbes Jahr vorher, im Januar 1944, in einem ganz anderen Zusammenhang von der Gestapo festgenommen worden — und wurde doch eine der Hauptfiguren der Prozesse, die nach dem 20. Juli begannen.

„Als Rechtsgrundsätze wurden verkündet: Vorbereitung zum Hochverrat begeht schon der, der hochpolitische Fragen mit Leuten erörtert, die in keiner Weise dafür kompetent sind; Vorbereitung zum Hochverrat begeht jeder, der sich irgendein Urteil über eine Angelegenheit anmaßt, die der Führer zu entscheiden hat.“

Freisler fragte Moltke: „Sehen Sie ein, daß Sie schuldig sind?“

„Ich sagte im Wesentlichen Nein.“

Freisler: „Sehen Sie, wenn Sie das immer noch nicht erkennen, wenn Sie immer noch dar-

über belehrt werden müssen, dann zeigt das eben, daß Sie anders denken und damit sich selbst aus der kämpfenden Volksgemeinschaft ausgeschlossen habe ...“

Moltke: „Das Schöne an dem so aufgezogenen Urteil ist folgendes: Wir haben keine Gewalt anwenden wollen — ist festgestellt. Wir haben keinen einzigen organisatorischen Schritt unternommen, mit keinem Mann über die Frage gesprochen, ob er einen Posten übernehmen wolle — ist festgestellt; in der Anklage stand es anders. Wir haben nur gedacht, und zwar eigentlich nur Delp, Gerstenmaier und ich — die andern gelten als Mitläufer. Und vor den Gedanken dieser drei einsamen Männer, den bloßen Gedanken, hat der Nationalsozialismus eine solche Angst, daß er alles, was damit infiziert ist, ausrotten will ...“

Totaler Anspruch des Regimes

Mit dem Todesurteil gegen Moltke wird die ganze Brutalität deutlich, mit der der Nationalsozialismus alle bedrohte, die nicht bereit waren, sich seinem Anspruch willenlos zu unterwerfen. Der nationalsozialistische Anspruch aber war gegen das gerichtet, was Glaube, Rechtsgefühl und Menschlichkeit als Forderung an jeden einzelnen umfaßt. Eben aus diesen Bereichen erwuchs der Widerstand der Gewaltlosen. Es war nicht nötig, daß er sich mit einem bewußt-politischen Willen verband, daß er zu einer politischen Aktion entschlossen war. Der Widerstand aus einer viel tieferen, seelischen, ganz und gar unpolitischen Schicht war ebenso mit dem Tode bedroht wie die politische Aktion.

Wahrscheinlich ist die Zahl der Todesopfer unter den Gewaltlosen noch höher als die Zahl der von den Nationalsozialisten hingemordeten aktiven Widerstandskämpfer, so radikal der Volksgerichtshof nach dem 20. Juli 1944 auch gegen sie wütete. Elisabeth von Thadden gehört in diese Reihe, die aus dem KZ, an beiden Händen gefesselt, dem Gefängnisgeistlichen die Worte diktierte: „Wir wollten soziale Hilfe leisten, in dem Augenblick, wo diese Hilfe nottat. Wir wollten barmherzige Samariter sein ...“

Ein Spitzel verriet sie, zusammen mit dem Gesandten Kiep und dem sogenannten Solfkreis, der seine Aufgabe darin sah, sich der durch die nationalsozialistische Rassengesetzgebung Verfolgten helfend anzunehmen.

Eine große Zahl von Geistlichen gehört in diese Reihe, Geistliche von beiden Konfessionen, wie der Domprobst der St. Hedwigs-kathedrale in Berlin, Bernhard Lichtenberg, der gewagt hatte, eine Abendandacht mit einem Gebet für die Juden und die Gefangenen in den Konzentrationslagern zu schließen; wie der Pfarrer Ludwig Steil, der die Fürbittenliste der „Bekennenden Kirche“ seiner Gemeinde verlas. „Wir sagen den Heiden in unserm Volk, daß wir Christen bleiben. Wir sagen den Schwärmern in unserer Kirche, daß wir evangelisch bleiben.

Wir sagen den Verzagten unter uns, daß wir auf die Hilfe Gottes hoffen ...“

Eine erschütternde lange Reihe von Opfern des gewaltlosen Widerstandes bis hin zu dem namenlosen Bauernsohn aus dem Sudetenland, dessen letzter Brief in der Sammlung von Abschiedsbriefen und Aufzeichnungen des Widerstandes „Du hast mich heimgesucht bei Nacht“ veröffentlicht wurde:

„Liebe Eltern. Ich muß euch eine traurige Nachricht mitteilen, daß ich zum Tode verurteilt wurde, ich und Gustav G. Wir haben es nicht unterschrieben zur SS zu gehen, da haben sie uns zum Tode verurteilt. Ihr habt mir doch geschrieben, ich soll nicht zur SS gehen, mein Kamerad

Gustav G. hat es auch nicht unterschrieben. Wir beide wollen lieber sterben, als unser Gewissen mit so Greuelthaten beflecken. Ich weiß, was die SS ausführen muß. Ach liebe Eltern, so schwer es für mich ist — verzeiht mir alles ...“

Wo begann der Widerstand der Gewaltlosen? Wo er hinführen konnte, beweist die lange Todenliste: aber auch das war kein unbedingt zwangsläufiger Weg. Viele, sehr viele sind bewahrt geblieben, obwohl ihr freimütiges Eintreten für Glaube und Menschlichkeit nicht verborgen geblieben ist, wie der Kampf der Bekennenden Kirche, die mannhaften Predigten des Bischofs von Galen gegen die Schließung der Klöster, gegen die Tötung der Geisteskranken, gegen die Verfolgung der Juden.

Wo begann der gewaltlose Widerstand?

Schon im Nicht-flaggen, wenn befohlen war, daß aus jedem Haus, jeder Wohnung die Hakenkreuzfahne wehen sollte und Aufpasser sich die Namen derer aufschreiben, die dem Befehl nicht gefolgt waren? Im Nicht-wählen, im Nicht-hören von Hitlers Reden im Rundfunk? Im Nicht-eintreten in die Partei? — obwohl es da erhebliche Unterschiede des Zwangs für die verschiedenen Bevölkerungsgruppen gab, dem sich z. B. die Beamten, Lehrer, Richter, und auch die Führenden in Handel und Industrie schwerer entziehen konnten als etwa die freien Berufe, Arbeiter und Kaufleute.

Die junge Generation, die Diktatur und Gesinnungszwang nicht mehr selbst miterlebt hat, stößt sich immer wieder an der Frage, wie es möglich war, daß sich nach vielen, anscheinend unumstößlichen Aussagen damals das deutsche Volk in seiner Mehrheit zum Nationalsozialismus bekannt hat, daß aber heute wiederum die meisten für sich in Anspruch nehmen, niemals wirklich „dafür“ gewesen zu sein. Wie ist solche Diskrepanz zu erklären, wenn nicht mit Lüge und Fälschung heute oder damals? Und doch

stimmt die Alternative nicht ganz. Professor Hans Rothfels schreibt in seiner hervorragend um Objektivität bemühten Studie „Die Opposition gegen Hitler“:

„Man kann sagen, daß das deutsche Volk während des 3. Reiches grob gesprochen, in vier Gruppen zerfiel: tatsächliche und nominelle Nazis, Nicht-Nazis und Anti-Nazis.“ Über ihr Verhältnis zueinander genaue Angaben zu machen, ist natürlich unmöglich: die Scheidelinien werden sich durch die Jahre hin mannigfach verschoben haben, und eine Gruppe ging in die andere über. Als die amerikanische Militärregierung eine Zahl von mehr als einer Million Bewerbern für Anstellung in der US-Zone prüfte, ergab sich, daß in 50 Prozent der Fälle „keine Anzeichen für Nazi-Betätigung“ vorlag. Nun wird man gewiß nach allen Fragebogen-Erfahrungen die berechtigten Zweifel haben dürfen am Genauigkeitswert solch negativer Feststellungen, insbesondere bei dem Anlaß um den es ging. Es mag dabei ein gut Teil Camouflage mit im Spiel gewesen sein, und in dieser Kunst hatte man in der Hitler-Zeit eine sehr

gründliche Schulung durchgemacht und sollte in ihr fortfahren. Es bedurfte dazu nach 1945 keiner „re-education“. Aber auch wenn man diese Fehlerquelle einsetzt, bleibt der Prozentsatz anerkannter Nicht-Nazis überraschend hoch. In einer weiteren kritischen Auswertung mag man annehmen, daß die Zahl der Fünfzigprozentigen in unmerklichen Abstufungen in die der nominalen Nazis hinübergeht. Und man mag sich ferner jener Klagen von Schlabrendorffs über die Nicht-Nazis erinnern: „Ihr mangelnder Charakter“, so drückt er es aus, „hat uns mehr zu schaffen gemacht als die Willkür und Brutalität der Nazis . . .“

Diesem Negativen aber des mangelnden Charakters vieler Nicht-Nationalsozialisten, des sich-Duckens, um nicht aufzufallen, des Mitmachens, ohne die Sache selbst zu billigen, ist im Positiven eine Bemerkung entgegenzuhalten, die sich im Nachtrag eines amtlichen, 1947 erschienenen amerikanischen Berichtes über die Wirkungen des Luftkrieges unter dem Stichwort „deutsche Moral“ findet:

„Es gab Elemente, die sich dem Nationalsozialismus widersetzen, indem sie unauffällig innerhalb des Bereiches der amtlichen Maschinerie an der Arbeit waren. Soweit dies die Polizei betrifft, ist es klar, daß sie unter den Kriminalbeamten eine beträchtliche Anzahl von alten Anhängern der Republik enthielt, die meist zu der sozialdemokratischen Partei gehört hatten. Leute dieser Art mochten soweit gehen, die Flucht von vorgemerkten Opfern der Gestapo zu ermöglichen, indem sie ihnen eine warnende

Mitteilung der bevorstehenden Verhaftung zukommen ließen und dann ihre Namen in den Listen ‚vermißter Personen‘ eintrugen. Unter ‚Eingeweihten‘ war es bekannt, daß recht aktive Zellen solcher Art in hohen Regierungsbehörden bestanden, so etwa im Ministerium des Innern, im Justizministerium, im Arbeitsministerium, in gewissen Gerichtshöfen und Staatsanwaltschaften sowie besonders in lokalen Regierungsbehörden. Mitglieder solcher Zellen konnten wirksam die Vollziehung von Strafmaßnahmen sabotieren und taten es nicht selten . . .“

Hier nun wird deutlich, wie unentwerrbar die Frage einer Abgrenzung des gewaltlosen Widerstandes ist. Sie war es schon in der Zeit des Nationalsozialismus. Sie ist es noch mehr für den Historiker, der diese Zeit nicht selbst erlebt hat, denn wie soll er die Doppelbödigkeit der Sprache von damals verstehen, daß man mit nationalsozialistischen Phrasen genau das Gegenteil ausdrücken konnte — und von den Gleichgesinnten verstanden und daran erkannt wurde, daß es darauf ankam, in welchem Tonfall einer den „Heil-Hitler“-Gruß anbrachte, daß es eine Kunst gab, zwischen den Zeilen lesen zu können, die heute auch die meisten derjenigen, die sie damals beherrschten, längst wieder verlernt haben.

War der Parteigenosse, der nationalsozialistische Verordnungen und Gesetze bewußt nicht ausführte, oder ihnen einen abmildernden Sinn unterschob, nicht dem eigentlichen Widerstand sehr viel näher, als ein anderer, der sich sorgsam von allem Parteimäßigen fernhielt,

aber nicht daran dachte, nur das Geringste für die Hilfe eines Verfolgten zu tun?

Wieviele Fragen rein menschlichen Verhaltens waren durch den nationalsozialistischen Terror aufgeworfen! War es ratsam, sich nach einem Freund zu erkundigen, den die Gestapo verhaftet hatte? Konnte man einen Juden auf der Straße grüßen, ihm etwa im Geheimen ein paar Lebensmittel zustecken? Sollte man ein Budi weitergeben, das man, wie man damals sagte, selbst unter dem Ladentisch gekauft hatte? Ob man zur Kirche ging, ob man sich, während Hitler seine Reden durch den Rundfunk schrie, auf der Straße sehen ließ, ob die Spende zur „Winterhilfe“ groß genug war — es stand ja alles unter Beobachtung, aus allem ließ sich vielleicht auf die nationalsozialistische Haltung eines jeden einzelnen schließen. Tausend Kleinigkeiten, Belanglosigkeiten im Alltag — sie konnten gefährlich werden. Aber waren sie schon Widerstand?

Hier, wo alles fragwürdig geworden war, Anstand, Gewohnheit, Rechtlichkeit und Menschlichkeit in ihren selbstverständlichen Voraussetzungen nicht mehr gelten sollten, konnte jede noch so unscheinbare Geste zum Zeichen werden, zum Zeichen für oder gegen. Nichts war gleichgültig. Was echt war, mußte sich vom Unechten scheiden. Auch der Widerstandswille bedurfte solcher Zeichen. Mit einer noch so geschickten Tarnung, die nur das eigene Überleben sichern sollte, war nichts getan. Es war nötig, Zeichen zu setzen.

Jochen Klepper

Gegen Ende 1931 kam ein junger Mensch nach Berlin, fast als Flüchtling. Was hinter ihm lag, trug ihn nicht mehr. Ein nicht beendiges Theologiestudium, Pressearbeit in Breslau. Er hatte in Breslau eine dreizehn Jahre ältere Frau geheiratet. Sie war Jüdin und hatte zwei kleine Kinder. Daß sich die Familie gegen diese Heirat stellte, hatte keine antisemitischen Gründe — es war das Unvorstellbare, daß sie nicht Christin war, außerhalb der Kirche stand, es auch abgelehnt hätte, um der Heirat willen, zum Christentum überzutreten. — Er selbst ist dabei religiösen Dingen gegenüber keineswegs gleichgültig. Und der Vater ist Pfarrer in dem kleinen niederschlesischen Städtchen Beuthen. Die Beziehungen zum Vater zerbrechen. Die Liebe der Mutter erkaltet. Die Spannungen sind zu groß. Vorwürfe und Mißhelligkeiten von allen Seiten. Die Menschen der Kleinstadt zerreißen sich die Mäuler über diese Heirat. Das alles betrifft Jochen Klepper.

Berlin. Es soll ein neuer Anfang sein. Er ist mühselig, enttäuschungsreich.

„Ich bin eine Natur, die den Ruhm braucht wie das tägliche Brot . . .“ schreibt er in sein Tagebuch.

Nur Ruhm? Er will sehr viel mehr: Geld, Ansehen, Erfolg. Seine Frau stammt aus der Modebranche. Er will einen Moderoman schrei-

ben. Er liebt elegante Kleider. „Die große Direktrice“, „Das Glück der Vergänglichkeit“ sind Titel von Romanen, die er zu schreiben gedenkt. Aber auch der Titel „Hoffnungslosigkeit“ geistert durch seine Gedanken. Die Welt der verkaufbaren Eitelkeit, des von-sich-Redenmachens, des leichten, eleganten, oberflächlichen Lebens von einem Tag zum andern zieht ihn an.

„Ich habe einen Moderoman schreiben wollen, und er wurde ein Buch von Verwerfung und Erwählung; ich habe alle religiösen Parteien wieder herausgestrichen und nur belassen, was unter den Erfordernissen psychologischer Begründung und geschmackvollen Effektes stehen bleiben mußte. Ich habe kläglich versagt, wo sich mein Buch als aktueller Roman geben wollte.“

Er ist in sich zerrissen. Er weiß nicht, wo er hingehört. Und die Zeit ist verworren genug, um die eigene Unsicherheit nur noch zu verstärken.

„Ich habe mich vor Jahren der SPD angegliedert und in allem Protest bewußt zur evangelischen Kirche gehalten. Die Bindung an die SPD konnte jetzt mein Verderben werden, auf linker Seite konnte man mich nicht unterhalten und schickte mich selbst weiter bei den rechtsstehenden Redaktionen mit meinen Manuskripten hausieren . . . Von der Zugehörigkeit zur

Kirche aber, die gemeinsam mit dem Nationalsozialismus ‚aufstrebte‘, wollte ich jetzt bestimmt keinen Gebrauch machen . . . Heute heißt es meiner Meinung nach, unentwegt bei einer Gruppe zu hocken, die im politischen Spiel mittut. Bleibt für mich die SPD. Bleibt für mich der Evangelische Presseverband, an dem ich solange arbeitete und der nun auf einmal in der Person des mir gut bekannten Dr. Harald Braun zu so großem Einfluß im Rundfunk gelangt ist. Ich werde niemals ein proletarischer Schriftsteller sein; das Religiöse wird mir bei der SPD immer im Wege stehen. Ich werde niemals diesen neuen nationalen Aufstieg des Protestantismus mitmachen können, ich werde seinen ‚Ton‘ nicht finden können und wollen, und für diese Leute immer der allenfalls geduldete, harmlose Sozialdemokrat sein. Diese Kirche ist mein Todfeind. Aber ich kann nicht aus ihr austreten. Es hält mich etwas, das bis auf den ersten Jüngerkreis zurückreicht . . .“

Eine unbefriedigende Existenz. Es gärt so vieles, aber es ist schwer, dieses Gärende Gestalt werden zu lassen. Dazu kommt die politische Unsicherheit des Jahres 1932, Unruhe, Arbeitslosigkeit von vielen Millionen, Aufkommen des Nationalsozialismus, zunehmender Terror auf den Straßen, Sorge vor dem, was die Zukunft alles bringen wird.

„Schreiben will ich, schreiben nach den Gesetzen meiner Intuition. Aber nicht meine Zeit über fremden, feindseligen schriftstellerischen Beschäftigungen hingehen lassen, wie die äußeren Verhältnisse sie von mir erfordern; die Liebe zu Hanni und der Widerwille gegen ein freiwilliges Gesinnungsmartyrium, zumal ich keine Gesinnung habe, sondern nur einen Glauben, der mich überfällt. Ich werde dreißig Jahre alt und es gibt nur einen Roman von mir, gegen den ich größte Bedenken habe, drei Novellen, die ich liebe und ganz wenige Aufsätze, die ich nicht ablehne. Es ist entsetzlich wenig, wenn man innerlich so ausgefüllt ist . . .“

Da fragt ihn Dr. Braun, der gerade in den Rundfunk berufen ist und Klepper schon lange kennt, ob er sich zur Mitarbeit bereit erklären wolle.

Zuerst seufzt Klepper: „Wieder heißt es Ideen haben, Ideen haben, die das, was mir am Herzen liegt, nicht einmal peripher berühren. Keine Silbe ist übertrieben: es ist ein verzweifelter Kampf.“

Dann aber, als es soweit ist, daß er seinen Posten im Funk am 15. November antreten kann, schreibt er in sein Tagebuch: „So zog ich gestern in mein Zimmer in der Funkstunde ein, und heute haben wir das Ereignis unter uns, ganz intern, ein wenig gefeiert. Ich hatte zuletzt nur noch von Verschüttung in Sandgruben geträumt, von mühevoller Kriechen durch dunkle, endlose Schächte, — von Verbrennungen, die ich nicht mehr spürte, Messerstichen, die ich nicht mehr fühlte — soweit hatte mich meine berufliche Bedrängnis gebracht. Jetzt noch an meiner Rettung zu zweifeln, wäre wohl Unrecht!“

Rettung? Es ist November 1932 und im darauffolgenden Januar kommt Hitler und der Nationalsozialismus in Deutschland an die Macht. Klepper begreift sofort die Gefahr, die ihm droht. Er ist erst vor kurzem aus der SPD ausgeschieden und er weiß: man wird ihm diesen Austritt nicht anrechnen, sondern die Tatsache, daß er einmal Sozialdemokrat war und im „Vorwärts“, dem Zentralorgan der SPD geschrieben hat — und vor allem: er ist vor den Nazis belastet durch seine jüdische Frau.

Er wird sie keineswegs verlassen, wie andere es tun, um die eigene Existenz zu retten. Er weiß: er wird darum vielleicht alles preisgeben müssen, was ihm wichtig schien: Ruhm, von dem er einmal meinte, daß er ihn brauche wie das tägliche Brot; Karriere, Aufstieg, Einkommen — alles das weiß er bedroht, aber dahinter wird etwas sichtbar, über ihm, in ihm, ihm nur von fern bewußt, das zum Zeugnis wird, zu einem Zeugnis des Glaubens und des Leidens in einer Zeit, die des Leidens übervoll ist und des Glaubens unruhig entbehrt.

„Als Dr. Braun mit mir über meine Funktätigkeit verhandelte, war ich optimistisch. Diesmal sehe ich die Lage sehr ernst. Die seltenen, seltenen Gebete, die Gott einem gibt, weisen den Weg. Ich zweifle Gebete bis zum Äußersten an. Aber habe ich je gebetet, so war es gestern. Und danach kommt es schwer. Mit

dem Beruf? Mit der Familie? Gott kann mit einem reden ‚wie ein Mann mit einem Freunde redet‘. Das ganze Gespräch mit Gott war: Gelobt sei der ewige Gott. Wirst du bleiben? Ja. Und wenn es schwer kommt? Ja. Frage und Antwort, Gelübde und Verheißung. Alles gibt Gott. Und ich lebe, um Gott zu erfahren. Und Hanni muß alles durchmachen ohne die Nähe Gottes. Das aber weiß sie, daß Glaube kein Glücksbrief ist. Und wenn sie etwas glauben könnte, so ist es der Glaube an Berufung und Verwerfung. Ich habe noch so viel vom Glauben zu erfahren. Und deshalb hänge ich so am Leben. Was ich bisher gelebt habe, war mein Leben in Gott. Und wenn ich nun einen Teil des jüdischen Schicksals erlebe, so ist es mein Leben. Ich glaube an alle Leiden von Gott her. Aber ich glaube auch an ein ‚seliges Schauen‘. Das ist etwas anderes, als ‚Prüfungen‘, die man besteht. Und es ist etwas anderes als Glück. Es bleibt dabei: Künstler und Christen dürfen in der Welt nicht sicher werden. Mein Ruhebedürfnis war zu groß . . .“

Wenige Tage darauf schrieb Klepper dieses Gedicht:

*Um mir ein Bildnis meines Seins zu machen,
errechne ich tagtäglich neue Summen,
Dann setzt Gott seine Zeichen vor die
Zahlen,
und was mir galt, hat künftig zu verstummen.
Ich sehe meine Ziffern rasch verbleichen.
Was ich auch schrieb, hat seinen Sinn
verloren.
Und aus der Wirrnis werden Gottes Zeichen
als einziger Wert, der morgen gilt, geboren.*

Und wiederum wenige Tage danach erhielt Klepper seine Entlassung aus dem Funk.

Noch einmal gelingt es ihm, unterzuschlüpfen. Der Verlag Ullstein nimmt ihn auf. Aber es ist eine kleine Stellung, und über ihm bleibt die Ungewißheit, wann neue nationalsozialistische Gesetze auch dort seine Entlassung erzwingen werden. Er erlebt die Demütigung, daß sein eigener Bruder in den gleichen Verlag kommt, ein junger, begabter Zeichner, dem die Welt offen ist — nicht an der Belastung zu tragen hat wie er, der sehen muß, in dem großen Haus nicht aufzufallen, nicht bekannt zu werden, sich mit kleiner, unbedeutender und unbefriedigender Arbeit zufrieden geben muß, und froh sein muß, wenn man ihn nicht von einem Tag auf den anderen wieder hinauswirft. Wieder entstehen Verse:

*Ich weiß nicht, hat es Sinn
und lohnt es, daß ich lebe,
nur weil mein Herz noch schlägt.
Ich weiß nur, daß ich Rebe
voll schweren Weines bin.
Ich weiß nicht, soll ich sein.
Ich weiß nur, daß die Erde
mich Korn im Schöße trägt,
daß ich zum Brote werde.
Gott spricht aus Brot und Wein.*

In Kleppers Tagebuch spürt man die große Wandlung, die sich in ihm vollzieht.

Den 23. Juni 1933:

„In der Welt gibt es nur noch dies eine: wir sind zwei Verfolgte. Daran ist nichts übertrieben. Keinen Moment aber vergessen wir, wie viele so neben uns leben, vor uns und mit uns vielleicht auch freiwillig sterben. Wir werden uns nicht auf den Selbstmord zutreiben lassen. Wir — Hanni und ich sind freilich, wo der Glaube beginnt, nach wie vor Getrennte, denn sie ist nur der Mensch dieser Welt. Wir wollen keine Wunder von Gott erzwingen. Aber wir wollen zusammen sterben. Und soweit ich Mensch bin, sage ich nun: der Mensch, der mein Leben ist, soll auch die letzte Stunde meines Lebens bestimmen. Und dann ist nur noch Gott. Nur Gott kann es wenden. Aber man erzwingt ein Wunder nicht. Man kann nicht einmal darum beten.“

Den 3. Juli 1933:

„Wie sehr ich das Leben liebe trotz Schmerz und trotz Schuld — darüber habe ich mich nicht eine Stunde getäuscht.“

Den 6. Juli 1933:

„Weg ist der Ballast der ehrgeizigen Pläne, weil nur noch Gott meinen Plan machen kann in meiner Hoffnungslosigkeit. Weg ist die Eitelkeit, weil ich in Selbstvorwürfen ersticken muß. Weg sind die Selbstvorwürfe, weil die Schuld nur Gottes Sache ist, oder alles ist gleich. Weg ist auch meine ‚dialektische Theologie‘, mit der ich den unfäßlichen Gott so schön als ‚absconditus‘ und ‚revelatus‘ zu fassen meinte. Ja, ich bin sehr rasch ein erbitterter Gegner meiner Theologie, nicht aber meines Glaubens geworden. Aussagen über Gott machen — nein. Bibelworte sagen — ja. Nur in ihnen ist Gott ertragbar, nur in ihnen ist des Menschen Rede über Gott zu dulden. Das freilich kann ich mir denken, daß ein Mensch wie Luther die Bibel ‚weitschrieb‘ mit einem solchen Wort wie: ‚Gott reißt das Übel nicht von der Person, sondern die Person vom Übel‘. Aber es steckt schon in dem Wort: ‚Nicht gebe ich, wie die Welt gibt‘ und ‚in der Welt habt ihr Angst‘. In der Welt habe ich große Angst. Ich sehe keinen Weg mehr für mich. Ich sehe zu viele, die am Ende sind . . .“

Den 28. Juli 1933:

„Wenn ich meine Lage im Beruf mit ‚rein irdischen‘ Augen ansehe, kann ich nur sagen: Es hat schon einmal einer so viel herunterzuschlucken müssen, daß er daran erstickt ist.“

Den 30. Juli 1933:

„Gott befreie mich aus dem Subalternen. Gott gebe mir eine Wirkungsmöglichkeit. Am Anfang steht die Demut. Aber vielleicht muß sie frei werden von der Schwermut. Was auch ist, ich muß daran glauben, daß Gott mich anfangen läßt. Von nun an. Immerzu muß man sich in Gottes Arme fallen lassen. Aber einmal fängt er einen vielleicht nicht nur auf, sondern hebt einen empor und trägt einen, ohne daß man gleiten könnte.“

Den 12. August 1933:

„Ich lebe jetzt im Sturz in die Bescheidenheit, im Ekel vor aller noch so verbrämter Anmaßung. So wirr es klingt: ich lebe in einem Sturz, aber ich stürze gern. Immer wieder lebt in mir der Glaube auf, als wartete Gottes guter Grund auf mich. Der Sturz, in den Gott einen stößt, tut nicht weh, man sehnt sich danach, daß er ganz geschehe.“

Den 7. September 1933

„Hanni will sich durchaus scheiden lassen, um mich für meine ‚Karriere‘ freizubekommen. Ich tue an ihr ein Unrecht, daß ich nicht einwillige und dadurch besser für unsere Existenz Sorge. Aber es ist keine falsche Moral, die mich hält. Ich kann diesen Entschluß nicht fassen. In diesem ‚jüdischen Schicksal‘, in das Gott einen einbezieht, ist etwas, wogegen ich nicht ankann. Der ganze Wahnsinn unserer Zustände spricht daraus, daß ich ein Unrecht begehe, wenn ich mich nicht von Hanni scheiden lasse, weil ich so besser für sie sorgen könnte. Zu allem Schweren nun noch dies. Ich will für mich keine Karriere, die mit solchen Mitteln erkaufte wäre. Gewiß ich will nie und nimmer moralisch handeln, aber hier käme es mir vor, als verrate man die Anrede Gottes . . .“

In diesen Wochen und Monaten der großen Ängstigung hat Klepper immer öfter den Weg hinaus in die märkische Landschaft gefunden. Ist es Flucht? Ist es der Wunsch, keinem Bekannten begegnen zu müssen, die Sehnsucht, Ruhe zu finden im ruhelosen Umherstreifen? Die Menschen, die an den warmen Sommertagen in die Berliner Umgebung hinausströmen, wissen nichts von der Not, die ihn bedrückt. Friedlich liegen alte Schlösser in den Parks. Sie träumen. Die Gegenwart scheint an ihnen nicht rühren zu können. Klepper ist in Rheinsberg gewesen. Immer und immer wieder zieht es ihn aus dem hektischen Berlin in das nahegelegene Potsdam, das mit seinen Bauten das große Bilderbuch der preußischen Geschichte ist, reizvoll, voll Tradition.

Es ist, als suche Klepper hier neue Heimat, als wolle er sich fest anklammern an das geschichtlich Gewachsene, gerade jetzt, da die andern, die an der Macht sind, ihn aus allem Heimatrecht herausstoßen wollen.

Der Nationalsozialismus hat die Eroberung der Macht mit einer gewaltigen Schaustellung begonnen, in der er alles an sich reißt, was an Symbolen und Traditionen nationaler Geschichte im Volk bewußt ist. Die Garnisonkirche in Potsdam, die Kirche des Soldatenkönigs und Friedrichs des Großen, hat Hitler zum Schauplatz seiner theatralischen Siegesfeier gemacht, als er den neugewählten Reichstag eröffnet. Was preußische Tradition war, wird nationalsozialistisch umgefälscht. Tagtäglich wird nun im neuen Gesinnungsterror das Wort, das Friedrich der Große geschrieben hatte, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden könne, verletzt, durchlöchert, aufgehoben. Die preußische Toleranz hat keinen Platz im Nationalsozialismus. Auch die Huldigung Friedrichs des Großen an den französischen

Geist und die klassische Kultur Frankreichs wird nicht mehr verstanden. War sie nötig? Gesah sie nicht auf Kosten des deutschen Ansehens? War sie nicht im Grunde Verrat an der Nation? Friedrichs Skepsis, die geistige Welt des Einsamen von Sanssouci steht fremd in der nationalsozialistisch gewordenen Zeit. Natürlich — seine Volkstümlichkeit ist nicht auszulöschen. Man wird auf sie zurückgreifen, wenn sie für die eigene Propaganda nützlich sein wird, aber man wird dabei seine Mahnung unterschlagen, die er in der „Ode an die Preußen“ geschrieben hat:

*Und heftet sich der Sieg an eure Schilde,
großmütig seid, übt Menschlichkeit und
Milde,
daß höheres Lob der Feind, den ihr bezwingt,
euch, die gerecht und weise, dem Edelsinn
zum Preise,
als eurem Heldenmüte singt . . .*

Nein, der Nationalsozialismus hat nicht vor im Siege großmütig zu sein und denen, die er besiegt hat, mit Menschlichkeit entgegenzutreten. Grauen und Schrecken liegt über denen, die nicht Nationalsozialisten sind und diese als Sieger über sich spüren.

Die ersten Konzentrationslager werden eingerichtet.

Der Vater des Königs, Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, ist die eigentlich viel zeitgemäßere Erscheinung: derb, deutschbewußt, das Fremde ablehnend, ein leidenschaftlicher Soldatenspieler, der in seiner Zeit das stärkste Heer Europas geschaffen hat, sein Volk zu unerhörten Anstrengungen und erstaunlichen Leistungen zwang, neues Recht schuf, Dörfer und Städte gründete, der Korruption zu Leibe ging und ins Große plante — so wie der Nationalsozialismus sich vornimmt, ins Unermeßliche zu planen.

Klepper ist auf seinen Streifzügen durch die Mark und durch Potsdam immer wieder auch auf die Spuren Friedrich Wilhelms I. gestoßen. Wie sollte es anders sein. Die Turmspitze der Garnisonkirche trägt seinen Namenszug mit einer Kanonenkugel als Punkt dahinter und auf der anderen Seite den zur Sonne aufsteigenden Adler. Sein ist das Glockenspiel, das fromm und gottesfürchtig zu jeder vollen und halben Stunde den Zauber Potsdams durchdringt bis hin zum Park von Sanssouci. Und da sind im Potsdamer Stadtschloß unter den vielen glatten, höfisch prunkvollen Bildern, die dort die Räume füllen, die merkwürdigen Bilder, die der König selbst gemalt hat, ungelent, in düsteren Farben. „Der Bauer und der Wucherer“ — es ist die Not des Landvolkes. Der Bauer und der Wucherer streiten miteinander. Die Schulden sind so hoch geworden, daß der Hof verloren ist. Dunkle Vögel flattern am Himmel davon — Schwermut ist alles, Schmerz, Schwere, Leiden. Was will solch ein Bild sagen, gemalt in einem Zeitalter fürstlichen Leichtsinns und schwelgerischer Feste, wer fragt nach der Mühsal, der Not weit draußen im Land? Und auf manchen dieser Bilder des Königs steht: in tormentis pinxit, in Schmerzen gemalt . . . Ist

das der König, wie ihn die Masse oberflächlich und leichthin sieht?

Klepper fühlt sich von einem Geheimnis angerührt: was bedeutet das Wort Friedrich Wilhelms, daß Könige mehr leiden müssen als andere Menschen?

„Der König litt daran, daß die Gedanken sich nicht ergreifen und begreifen, nicht fassen und erfassen ließen, daß er verdammt war, nur das Bild zu sehen und dessen Sinn nicht erkennen zu können. Wer je die umschatteten Augen des Königs voller letzten Ernstes betrachtet hätte, würde es wahrgenommen haben, daß sie gebannt waren von sich jagenden und übermächtigen Bildern: Wolken, die um Gottes Füße ziehen. Keiner um ihn wußte, daß, so wie der König Friedrich Wilhelm nur in die Welt blickte, er durchschauert war von dem Worte der Schrift: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn. Gottes Wort und das Bild: die waren sein Schicksal geworden. Anders als im Bibelspruche und im Bilde hätte er dessen, was sein Herz bestürmte und seiner Seele auferlegt war, nicht Herr zu werden vermocht. An der Reinheit der Bilder und der Unumstößlichkeit des Gotteswortes maß er seine Entschlüsse . . .“

Und plötzlich durchzuckt es Klepper: „Daher also Potsdam und immer wieder Potsdam. Daher die eigentümliche Wirkung der Bilder Friedrich Wilhelms, die Entdeckung eines ‚Märkischen Rokoko‘ als das Kind mir auf der Fahrt nach Rheinsberg gegenüber saß, verstruppt, bäurisch, mit dem Hochmüt einer Infantin. Daher richtete ich mir in Gedanken immer wieder Schlösser ein und verwarf sie und landete bei einem alten, würdigen Bürgerhaus. Daher das Kreisen meiner Gedanken um das Haften an Familie und Heimat. Das Werben um die Mark als Heimat. Daher das Spielen nur mit einem Buchtitel ‚Der Vater‘ (Ich dachte, es wäre Beuthen). Bis heut habe ich nicht gewußt, daß es auf ein bestimmtes Buch zugeht und schon so weit ist. Süßkind von der ‚Literatur‘ und Rombach von der ‚Europastunde‘ waren zum Tee. Sie schimpften auf Berlin. Wir verteidigten es. Ich auch mit Potsdam, mit den neu zu entdeckenden Bildern des Königs, Süßkind: das wäre ein neues Buch für Sie! Ich hörte es kaum, so fern stand er mir und so wenig hatte mich der Plan berührt. Und eine Stunde später weiß man es: das ist das neue Buch. Der Vater. Der Bürgerkönig. Das märkische Rokoko. Der rauhe Billum mit dem erlesenen Geschmack und dem Vermögen, Menschen zu gestalten. Der König: der Greis in der Verflüchtigung ins Nicht-mehrsein, das Königliche Kind, sein Kind, der Märker im Rokoko — Ach das sind alles ästhetische Redensarten. Es braucht eben ein Buch um zu sagen, was in diesen Bildern ist. Was einen so rührt . . .“

Und so wird das Buch: „Der Vater“, in tormentis scripsit, in Schmerzen geschrieben, unter zunehmender Beunruhigung über die politische Entwicklung, unter steigender Angst um das Leben seiner Familie. Die kleine, armselige Stellung bei Ullstein geht verloren. Andere Ver-

suche von Freunden, ihn von neuem unterzubringen, mißlingen, müssen letzten Endes an der nationalsozialistischen Verfolgung der „jüdisch Versippten“ scheitern.

Nur das eine bleibt: der Verlag, der Kleppers ersten Roman „Kahn der fröhlichen Leute“ herausgebracht hat, hält trotz allem an seinem Interesse für das neuentstehende Buch fest.

Bedrängt, bedroht, immer von neuem geängstigt durch das, was sich an jüdischem Schicksal in seiner nächsten Umgebung vollzieht, schreibt Klepper an seinem Buch. Er durchdringt das Klischeebild, das viele Generationen gedankenlos von dem Soldatenkönig sich weitererzählt haben von dem groben, polternden, mit dem Stock dreinschlagenden, geistlosen Unteroffizierskönig, gegen den der Sohn aufbegehrt und den der König dafür töten wollte. Die eigene Tochter, Wilhelmine von Bayreuth, hatte in ihren Memoiren den Grund zu solcher Verzerrung gegeben — freilich hatte sie niemals daran gedacht, einer objektiven, historischen Wahrheit verpflichtet zu sein. Sie hatte zu so grellen Farben gegriffen, um ihr eigenes Opfer und das Leiden des Bruders in der gemeinsamen Kindheit so dramatisch wie möglich darzustellen. Es war ihr dabei gar nicht um ein glaubwürdiges Bild des Vaters gegangen, sondern um eine leidenschaftliche Beschwörung des Bruders. Von ihm glaubte sie sich zurückgesetzt, seitdem er König geworden war, nicht genügend in ihrer Bayreuther Verlassenheit beachtet. Sie wollte ihn für sich wiedergewinnen. Ihr Schreiben sollte nur dazu dienen, dem düsteren Bild des Vaters eine um so hellere Charakteristik des Bruders entgegenzustellen. Würde sie ihn versöhnen? Sie hat sie nie verfaßt. Als sie an die Stelle kam, an der sie es eigentlich hätte tun müssen, gab ihr ein Einfall ein, lieber ihren Hund eine leidenschaftliche Liebeserklärung an Biche, die Hündin des Königs schreiben zu lassen. Und der Bruder verstand sie. Er lud die Schwester ein, nach Berlin zu kommen und feierte sie wie eine Königin. So war die Gemeinschaft der Geschwister wiederhergestellt. Darum hat Wilhelmine ihre Memoiren nicht weiter geschrieben. Aber was sie geschrieben hatte, blieb, bitterböse, verwirrend. Das alles durchdringt Klepper. Quellenstudium ist die Vorarbeit. Dann faßt er aus dichterischer Intuition die geschichtlichen Tatsachen zusammen, komprimiert sie und lenkt den Blick zurück auf den Menschen. Das Königtum Friedrich Wilhelms ist das Amt, unter dem der Mensch Friedrich Wilhelm Unerträgliches zu leiden hat.

„Aus alledem was ich schreibe, spricht ja doch nur die eine Frage: Wie kann ein Christ ein Landesvater sein? Herrschen, Verantwortung tragen, Aufbauen im Sündenbewußtsein? Der in selbst geschaffenen Ordnungen und Leistungen geschlagene Mensch, der in selbstverschuldeter Wirrnis und Unfähigkeit erhobene Mensch — das ist wohl, das um den ‚Vater‘ herum in mir rumort. Ich glaube nicht an Inspiration. Aber ich glaube, daß Bücher von Gott sind.“

Nun erfüllt sich das, wovon Klepper in den Wochen und Monaten der Beunruhigung und Ängstigung geträumt hat.

„Das man ‚Ideen‘ hat und ‚Stoffe‘ ist Unfug. Die sind das Neue nicht. Die sind nichts wert. Nur der Zustand der Lebendigkeit gilt. Nur der plötzliche Hervorbruch des Lebens in einem, den man staunend erzählt, wie man sich seine ersten Worte bildete. Man muß Vater und Mutter schreiben, wie man Vater und Mutter sagte; man muß seinen Namen schreiben, wie man sich als Kind begriff. Ich will nichts als erzählen, weil alles so lebendig ist, daß es beschrieben sein will. Eine unausgesetzte Taufe ist das Schreiben. Namen geben, Namen geben allen Dingen, die schon ihren Namen tragen und immer von neuem getauft sein wollen, bis sie ihren ewigen Namen tragen. Namen geben den Eltern und Kindern, Namen geben der Landschaft, den Sternen, Namen geben den Leiden und Kämpfen, Namen den Lastern, Namen der Güte. — Nicht Pläne entwerfen! Nicht Ideen haben! Nicht Gestalten schaffen! Taufen — das ist es. Das ist die ganze Dichtung! Das: ich habe dich bei deinem Namen gerufen und du bist mein. So zu den Dingen und Menschen sprechen, ist die Dichtung. So Gott zu einem selbst sprechen zu hören, ist der Glaube. Wo Gott mich nicht kennt, kann ich das Leben und seine Träger nicht nennen. Wenn Gott mich nicht anredet, kann ich vom Leben nichts aussprechen. Dort allein liegen die Geheimnisse der Produktivität.“

Klepper schafft so auf eine großartige Weise eine ganze Welt. Gerade weil er sich an die geschichtlichen Wirklichkeiten, in denen sie sich vollzogen hat, unausweichlich gebunden fühlt, ist sie aus einer um so stärkeren, um so eindringlicheren inneren Wahrhaftigkeit lebendig. Es gelingt ihm dabei das in der Dichtung sehr Seltene — die eigentliche Forderung bei jeder geistig-künstlerischen Auseinandersetzung mit einem geschichtlichen Stoff —, daß er die tiefste Schicht des Seelischen, die vielleicht im Ablauf des geschichtlichen Lebens gar nicht bis an die Oberfläche des Bewußtseins der Handelnden gekommen ist, transparent und glaubwürdig werden läßt. Er zieht ans Licht, was vorher verborgen war — und diese, seine neue Sicht wird so überzeugend, daß auch die geschichtliche Forschung sich diesem Bild nicht entziehen kann und von ihm neue Anregungen empfängt.

Einmal, ebenfalls in der preußischen Kunst, ist ähnliches geschehen: So viele zeitgenössische, bildhafte Darstellungen des friderizianischen Zeitalters es auch geben mag, das Eindringlichste sind die Zeichnungen und Gemälde, die Menzel zu den Werken und dem Leben Friedrichs des Großen geschaffen hat — sie haben in Wirklichkeit die bildhafte Vorstellung jener Zeit für die Nachlebenden geprägt, nicht nur, weil sie in der Art Menzels bis in die kleinsten Kleinigkeiten auf das Äußerste präzise in der geschichtlichen Treue sind, sondern vor allem, weil auch sie zu einer gleichen inneren Wahrhaftigkeit vorgedrungen sind, aus der Klepper das Bild des Vaters, des Soldatenkönigs, Friedrich Wilhelms I. heraus gestaltete. Daß Menzel hundert Jahre später lebte als die Zeit, die er darstellte, daß er die Menschen, die er so bildhaft glaubwürdig den Nachfolgenden überlie-

ferte, niemals in Wirklichkeit von Auge zu Auge gesehen hat, nicht ihre Bewegungen, nicht ihre Art sich zu geben, das Spiel der Augen, ihr Lachen, ihren Zorn, daß er ganz allein auf fremde Überlieferungen und sein eigenes Ingenium angewiesen war, mindert nicht im Geringsten die Überzeugungskraft seiner Bilder.

Es ist das Erschütternde, daß gerade in dem Augenblick, als das historisch gewachsene Preußentum durch den Nationalsozialismus seine ärgste Entstellung erfährt und es beschmutzt, entmenschlich vor der entsetzten Welt zu nichts anderem mehr wert scheint, als in den tiefsten Abgrund gestoßen zu werden — daß in diesem Augenblick eine neue dichterische Würdigung entsteht, in der das Bild des robustesten der preußischen Könige zurückgeführt wird auf das Väterliche, das wahrhaft Königliche, auf das königliche Amt des Dienstes und Sorgens, des Schaffens und Formens für das Volk, auf die so schwer empfundene Verantwortung Gott gegenüber, um die Last des Titels „von Gottes Gnaden“ ertragen zu können.

„Lieber Himmel, des ‚Vaters‘ Regierung ist Kritik, nicht Verherrlichung des Heutigen“, schrieb Jochen Klepper.

Kritik — mehr noch, Anklage dessen, was im Nationalsozialismus geschieht — so wird Kleppers Buch von vielen verstanden, als es herauskommt. — Aber so wenig begriffen die nationalsozialistischen Machthaber, um was es darin geht — oder rührt es auch in manchen von ihnen eine geheime Sehnsucht an? — bis in das Göbbelssche Propagandaministerium hinein erwarb sich Klepper mit diesem Buche Freunde — und Helfer. Immer neue Auflagen mußten gedruckt werden. Bis zum Ende des Krieges waren fast hunderttausend Exemplare verkauft.

Und darum geht es Klepper: um das Bild des Menschen in seiner Verantwortung vor Gott. Darum setzt er vor jedes Kapitel ein Wort aus der Bibel. Darum durchdringen immer wieder Bibelworte den Text, bestätigen oder verwerfen Gedanken, werden zu Bildern, Forderungen, aus denen der König um seines Auftrages willen handelt. Ihm, dem „Vater“ ist als König Vollmacht gegeben, das Volk nach seiner Einsicht zu bilden. Er müht sich, es aus seiner Verwahrlosung herauszureißen, aus Armut und Stumpfheit, Laschheit und Leichtsinne. Er kämpft gegen die Gewissenlosigkeit der Beamten, gegen die Verschwendung des Adels. Er will das Leben fromm, einfach, ehrfürchtig vor Gott. Er schafft neue Gesetze. Er schützt das Leben. Er ruft die um ihres Glaubens willen Verfolgten in sein Land und gibt ihnen Acker und Arbeit.

Er ist streng in seinem Dienst, im Dienst des Königs in Preußen, streng gegen Untergebene, unerbittlich streng gegen sich selbst. Die Tragödie des Vaters gegen den eigenen Sohn bricht auf, in dessen Leichtsinne der Vater sein Werk bedroht sieht. Er treibt Strenge und Härte bis zu Gericht und Todesdrohung, um dann, als er der Umkehr des Sohnes gewiß ist, mit königlicher Großzügigkeit die Freiheit der Rheinsberger Zeit zu gewähren.

Alles Handeln im Leben dieses Königs wird zum Bild der Verantwortung. Alle Macht ist ihm gegeben. Zeit und Welt, in denen er lebt, zeigen ihm, wie die Macht verführt zu eitler Selbstbespiegelung in Verschwendung und Laune, Willkür und Nichtachtung des Rechtes anderer — er aber spürt in der Macht, die er in Händen hält, nur die Verpflichtung gegen Mensch und Gott.

Darum wird er einsam als König, darum muß er leiden als Mensch, darum aber auch wird er zum Vater seines Volkes, der seinen Kindern die Zukunft baut.

„Wie er Städte baute, Regimenter auf die Beine stellte, Handel trieb, Edikte auf Edikte häufte und in dem leichten offenen Wagen durch die Lande seiner Herrschaft jagte, so ungestüm, so beharrlich begann er sich auf dieses Neue zu stürzen. Er wollte das Wissen um den Sinn seines Amtes ertrözen. Wo war der Segen, wo der Fluch, wo die Verwerfung und wo die Erwählung? Bei den Gefangenen oder den Richtern, bei den Knechten oder den Königen? Er war beschattet von der Ahnung, daß Könige vermögen müssen, mehr zu leiden und schwerer zu sündigen als andere Menschen. Könige sind am tiefsten gebeugt unter Gottes Gericht.“

Was aber bedeutete den nationalsozialistischen Machthabern Gottesgericht und Verantwortung vor Gott? Dagegen setzt man als höchsten Wert das eigene Volk, stellt man die Forderung nach unbedingter Gefolgschaft, die Bindung an den „Führer“, der beansprucht aus eigener Machtvollkommenheit Recht setzen zu können, vor dem das Gewissen zu schweigen hat, weil er sich anmaßt, darüber zu entscheiden, was gut und was böse sei. Als derselbe Führer das Volk in eine Katastrophe ohnegleichen gestürzt hat, lehnt er es ab, auch nur mit einem Gedanken an die Rettung der Überlebenden zu denken, weil das Volk, das ihn nicht zum Siege zu tragen vermochte, in seinen Augen auch kein Recht hat, weiterzuleben. Schroffer kann das Gegenbild nicht sein.

Bindungslosigkeit steht gegen Bindung. Gegen das Bild des demütig um den Segen Gottes ringenden Königs steht die Gestalt des Tyrannen, der glaubt, mehr zu sein als Gott. Gegen den Anspruch des Nationalsozialismus steht die Überzeugung des Christentums. Gegen das Hakenkreuz steht das Kreuz. An diesen beiden Zeichen müssen die Geister sich scheiden.

Klepper selbst war über dem Schreiben seines Romans so stark in den Bann des Königsgedankens geraten, daß mitten aus der Arbeit am „Vater“ ein Gedichtzyklus: die „Königsgedichte“ entsteht.

*Herr, laß uns wieder einen König sehen
bevor die Welt die Könige vergißt,
denn sonst vermögen wir nicht zu verstehen
nach welchem Maß du deine Ordnung mißt.*

*Noch gibt es Söhne, welche Kronen sahen,
als Wirklichkeit und nicht als altes Bild,
Wann läßt du dir die Söhne wieder nahen?
Wann machst du sie zum Königsein gewillt?*

*Die Völker haben gegen dich gemeutert,
die Fürsten flohen deines Auftrags Last,
nun aber hat sie langes Leid geläutert
und dein Gesetz wird wiederum erfaßt . . .*

Der Nationalsozialismus hat mancherlei monarchistische Ideen, die in der Zeit lagen, angerührt. War es nicht dem Führerprinzip gemäß, eine monarchische Spitze zu haben? Aber auch als Gegenbewegung gegen den Nationalsozialismus regte sich der Gedanke an ein neues Königtum. Es schien die letzte Möglichkeit noch einmal zu Recht und Ordnung zurückzukehren.

Wie glaubte Klepper, daß der König sein müßte, um die Not der Gegenwart wenden zu können? Gewiß meinte er nicht eine billige Wiederherstellung der 1918 zu Ende gegangenen Monarchie. Aus dem tiefen Glauben an die schöpferische, schützende Kraft des Gebets, der Verheißung, der Erwählung und Gnade, so wie sie ihm im „Vater“ zum Bild geworden waren, will er den neuen König sehen:

*Der neue König wird sich nur erheben,
wenn er als Büsser dir zu Füßen lag.
Er podt nicht mehr auf Recht — nur auf
Vergeben
und ohne Fahne dämmert ihm sein Tag.*

Aus der Verzweiflung und Not, die er tausendfältig spürt, weiß er:

*Kein König wird ein Reich des Glücks
erzwingen,
und Friede wird uns nimmermehr beschied.
Niemand wird das Verlorne wieder bringen,
und dein gelobtes Land bleibt uns verwehrt.*

*Der König wird das Reich der Buße suchen,
ein Richter unter göttlichem Gericht.
Die Starken, Stolzen werden ihn verfluchen.
Er fürchtet nur dein leuchtendes Gesicht.*

*Die Krone wird ihm bittren Schmerz bereiten.
Die Dornenkrone raubt ihr allen Schein
und der Gekrönte neigt sich dem Geweihten.
Die Throne werden wieder Gleichnis sein.*

„Nach dem dauernden Exzerpieren und Konstruieren für den ‚Vater‘ glaubte ich schon, es sei aus mit dem ‚Dichten‘ und ich könnte mir nur noch mit Gelehrsamkeit und Technik helfen“, schreibt Klepper in seinem Tagebuch. „Die Königsgedichte waren eine Station. Immer mehr aber sehe ich, das alles ‚Historische‘ und ‚Aktuelle‘ die Zukunft meint: ohne zu fragen, wann sie gelten darf, die Vorbereitung auf eine schwere, kommende Zeit unseres Erdteils.“

*Noch niemals nanntest du uns Menschen
Zeiten
und deine Stunde blieb stets unbekannt
Du selbst mußt uns erst völlig dir bereiten
und kühnen Fragen bleibst du abgewandt.*

*Vergib es, daß wir immer wieder fragen.
Vergib dem, der sich schwer bescheiden kann.
Wir leben nur in Stunden und in Tagen,
und drängen stets dich Ewigen mit dem
„Wann“.*

*Wir ließen dich — und heißen gottverlassen
und nun ergreift uns namenlose Angst:
denn jetzt beginnen wir es zu erfassen,
wie früh du schon um unsre Rückkehr rangst.*

*Gott, laß uns deiner Ordnung nicht
enttrinnen,
bekenne dich doch noch zu unsrer Zeit,
laß uns am späten Abend noch beginnen.
Die große Stunde ist uns noch zu weit!*

Denn dies ist die furchtbare Gegenwart und dies die brennende Hoffnung:

*Die Völker stehen ganz erstarrt in Waffen
und der gilt viel, der neuen Tod erdenkt.
Auch wenn sie Sichel zu den Schwertern
schaffen,
bleibt dennoch nur der Untergang verhängt.*

*Daß sie in gutem Wahne noch vernichtet,
das ist die ärgste Wirrnis dieser Welt.
Nun muß der kommen, der dein Kreuz
aufrichtet
und dieses Zeichen über alle stellt.*

*Die Welt in Waffen ist gar sehr entkräftet,
und mancher sieht den Trug in ihrer Macht.
Vom König, der den Blick aufs Kreuz geheset,
von keinem sonst, wird Hilfe uns gebracht.*

*Nur wer das Kreuz sieht, hat von fern
verstanden
die Heiligkeit im irdischen Gericht.
Wenn Könige dein Golgatha nicht fanden,
so fanden sie auch ihre Throne nicht.*

Das ist das Bild, unter dem Klepper die Reinheit der Idee wiederhergestellt sieht, die im Mißbrauch der Macht so frevelhaft entstellt ist.

„Die neue Monarchie darf nur das Gleichnis im Auge haben. Um die unverletzliche Majestät des deus absconditus geht es, um ihr Bild. Nicht mehr das Menschenmögliche darf uns beschäftigen: das Menschen-Unmögliche hat den Anspruch auf uns. Meine Königsgedichte, die ganz dem Schmerz um die Halt- und Machtlosigkeit der blühenden Kronprinzessöhne entsprangen — einem Schmerz, wie ich ihn so um das Vaterland noch nie empfunden habe —, sind völlig unbeeinflussbar von meinem Verhältnis zu dem alten, schuldigen, gerichteten Kaiser durch mich hindurchgegangen, wie ich es bei Gedichten überhaupt noch nicht erlebt habe. Zwei Jahre lang haben sie sich in den Händen nur ganz weniger Menschen befunden; nun plötzlich will man sie verbreiten, ‚weil sie endlich etwas klar aussprechen, was in den anderen verschüttet ruhte, weil sie etwas auslösen, das sich ihrer bedienen muß.‘ Durch die alte Gräfin Keller, die letzte Hofdame der Kaiserin, sollte der Kronprinz mit seinen Söhnen, sollen die eigentlichen Empfänger sie erhalten. Einen Augenblick hat es mich bewegt, dann legte ich mein Veto ein wie auch gegen jegliche sonstige Verbreitung . . . Die aktuellen politischen Hoffnungen der Monarchisten sind mir verhaßt . . .“

Die Königsgedichte blieben in der Hand einiger Freunde. Sie wurden erst nach Kleppers Tod, im Sommer 1948 veröffentlicht. Sie haben niemals eine größere Publizität erlangt, wie Kleppers Roman vom Soldatenkönig, wie seine geistlichen Gedichte, die in dem Bändchen „Kyrie“ zusammengefaßt sind. Diese geistlichen Lieder stehen am Anfang von Bemühungen um ein neues, zeitgemäßes Kirchenlied. In vielen Gemeinden der Bekennenden Kirche wurden sie gesungen — einzelne von ihnen haben später ihren Platz in dem neuen Gesangbuch der evangeli-

schen Kirche gefunden. Abschriften wurden in Feldpostbriefen an die Front geschickt. Sie waren an vielen Orten, wo Menschen bangten vor dem immer schonungsloseren Zugriff des Nationalsozialismus, vor den entfesselten Gewalten, die Recht und Menschlichkeit immer tiefer zerstörten. In dieser Not wurden sie zum Bekenntnis der Besinnung und des Glaubens an die ewigen Kräfte, an den Trost und die Liebe, an die gnadenvolle Versöhnung mit Gott.

„Tief muß Gott schneiden, will er uns heilen, tief muß Gott uns hinabführen, sollen wir festen Grund finden in ihm.“

Klepper selbst — er wollte es vor sich selbst nicht leugnen: es war die Stunde seines Ruhmes. Aber der Ruhm war anders als der, den er einmal wie das tägliche Brot zu seinem Leben begehrt hatte. Er kam als eine erdrückend schwere Last. Es war die Last unendlich vieler Sorgen und Nöte, die ihm anvertraut wurden, an denen er teilnehmen mußte, in denen er Hilfe und Rat geben sollte. Er fühlte, es überstieg seine Kräfte. Gehetzt, gedemütigt, geängstigt durch drohende Verbote, todmüde, begehrte

In dem Herbst, an dessen Ende die Synagogen in Deutschland brannten und die große Ausplünderung und Verfolgung der Juden in aller Öffentlichkeit geschah, erschien eine Erzählung von Reinhold Schneider: „Las Casas vor Karl V.“ Der Titel schien das Buch weit von aller Zeitnähe abrücken zu wollen. Las Casas — wer war das? Karl V. — das war schon sehr lange her, rund 400 Jahre, aber dann kam der Inhalt dieser Erzählung plötzlich in die denkbar größte Nähe brennender Aktualität, war flammender Widerspruch gegen das, was der Nationalsozialismus förderte und betrieb. Die Erzählung führte zugleich den Blick weit über das aktuelle Geschehen hinaus und ließ die tiefe Verletzung des göttlichen wie des menschlichen Rechtes, das Schuldigwerden eines ganzen Volkes in der gleichen Problematik, in der auch das deutsche Volk stand, sichtbar werden. Die Aktualität wirkte vor dem Hintergrund der Geschichte um so erregender, als das historische Gewand kaum einer Erklärung bedurfte: es war so überzeugend einfach, unbestreitbar echt und rührte an das Gewissen, an die Frage der Macht und des Schuldigwerdens in der Macht, an Fluch und Erwählung, Bestand oder Untergang der Schuldig gewordenen. In das tiefe Entsetzen über die Schändung und Verfolgung der Juden, die in der „Kristallnacht“ offenbar geworden war, rief die Erzählung ein lautes: Wehe, wehe dem Volk, das um der Macht willen seine Seele, seinen Auftrag in der Geschichte und seine Menschlichkeit verrät! Wehe an dem Tag, an dem es Rechenschaft ablegen muß! Und dieser Tag wird kommen!

Las Casas ist ein Dominikanermönch, Zeitgenosse des Columbus. Er ist in den neuentdeck-

ten Ländern der spanischen Krone in Amerika Zeuge des Treibens der Spanier geworden. Er hat sich selbst daran beteiligt. Auch er ist als junger Mensch dem Goldrausch erlegen, der sein Volk ergriffen hat. Auch er wollte Reichtum und Macht für sich in den neuentdeckten Ländern erraffen — bis ihn die Stimme seines Gewissens anrührte, bis er das schreiende Unrecht erkannte, das an den Indios durch die Spanier geschah: nicht mehr wie Menschen werden sie behandelt, rücksichtsloser als Tiere, ausgebeutet in unerträglich schwerer Arbeit, erpreßt und zu Tode gehetzt. Ihr Leben gilt nichts in den Augen der Spanier und aus der Unmenschlichkeit fließt Spaniens neuer Reichtum, wird zum Fundament seiner Macht.

„Täglich, stündlich steht die Last, die auf den Völkern und dem Judentum lastet, einem so bedrückend und drohend vor Augen. Es ist keine Zeit mehr, der man begegnen könnte mit Handeln, es ist eine Zeit des Seufzens und Tragens — und der Aufblick zu Gott ist immer scheuer geworden.“

Reinhold Schneider

Da erhebt sich Las Casas gegen das Unrecht, das an den Indios geschieht. Er sieht in den Indios nicht die Unterworfenen, nur den Menschen. Er will die Befreiung der Indios erlangen, ihre menschenwürdige Behandlung, ihre Gleichstellung. Er zieht durch die Inseln und Länder, um den Indios die Botschaft von der Liebe Gottes der Christen zu bringen und wird immer von neuem Zeuge der Schuld, der Roheit, der Gewissenlosigkeit seiner Landsleute. Auch er selbst wird schuldig: in seinem Mitleid für die unglücklichen Indios, die die Arbeit in den Goldminen der Spanier nicht ertragen und zu tausenden sterben, rät er, Neger von der afrikanischen Küste für diese Arbeit zu nehmen, weil sie kräftiger sind; und während die Indios ihn bald ihren „Vater“ nennen, wird er zugleich auf diese Weise auch der Vater der Sklaverei. Aber das Unrecht, das an den Indios geschieht, gibt ihm keine Ruhe. Er veröffentlicht Schriften und zieht sich damit den Haß derjenigen zu, die er in ihrem Reichtum, in ihrer Gier, in ihrer Unmensch-

lichkeit anprangert. Er entschließt sich, nach Spanien zu fahren, um die Sache der Indios vor dem Kaiser selbst zu verteidigen.

*Mein Herz hat einen Schlag getan —
nur wie ein Fisch die Flosse regt,
ein Gras im Winde sich bewegt,
ein Vogel seine Schwingen hebt —
und alles Leben war gelebt,
und alle Ewigkeit brach an.*

*Der du allein der Ewige heißt
und Anfang, Ziel und Mitte weist
im Fluge unsrer Zeiten:
bleib du uns gnädig zugewandt
und führe uns an deiner Hand,
damit wir sicher schreiten.*

lichkeitsanprangert. Er entschließt sich, nach Spanien zu fahren, um die Sache der Indios vor dem Kaiser selbst zu verteidigen.

Dr. Sepulveda, ein Staatsrechtler im Dienste der Krone, tritt ihm in der Disputation, die vor dem Kaiser stattfindet, entgegen: Das erste Gesetz sei Ordnung auf Erden zu schaffen, erst wenn sie begründet sei, gelte die Forderung christlichen Lebens. Was zur Festigung des Staates beitrage, sei gut, was ihm schade, müsse nicht unbedingt schlecht, aber doch wenigstens falsch und töricht sein. „Nichts“, schleuderte Dr. Sepulveda Las Casas entgegen, „ist ein größerer Greuel als Unordnung, niemand verderblicher als der Unruhestifter“.

Mit kalter Leidenschaftlichkeit kämpft er für seine Überzeugung: „Ich stehe hier für die Festigkeit des irdischen Gefüges. Auf festem Grunde sollen die Geschlechter die Steine sichten, in der Hoffnung, daß es einmal gelänge, Gottes Haus zu vollenden. Der Staat dient dem Herrn insofern er wohlgegründet ist, wankt aber der Grund, so müssen wir diesen erst sichern, bevor wir dienen können. Weil wir vor dieser Entscheidung stehen, darum zeuge ich gegen den Vater Las Casas, und ich tu es in tiefstem Widerwillen gegen die Hirngespinnste, die das Notwendige vernebeln und die Klarheit irdischer Gesetze verschleiern sollen. Wir haben den gefährlichsten und ruhmreichsten Weg auf den letzten Gipfel der spanischen Geschichte betreten, lassen wir uns jetzt von Träumern betören, so stürzen wir ab . . .“

Es ist eine Rede, wie sie mit wenig Abänderungen auch von einem Nationalsozialisten hätte gesprochen werden können, so nahe kann sich das kalte, nur auf den Zweck des Staates

gerichtete Denken über Jahrhunderte hinweg berühren. Las Casas aber wendet sich an den Kaiser direkt. Seine Not ist tiefer, verzweifelter, ihm geht es nicht um die Logik vom Nutzen und Vorteil des Staates, sondern um die Verantwortung. Der Kaiser muß diese Verantwortung tragen, er muß die Macht rechtfertigen, nicht um der Macht, sondern um des Auftrags willen, der seinem Volk in der Welt und in der Geschichte aufgegeben ist.

„Der Frevel dringt in alle Adern ein, unser Volk lebt davon und selbst wenn wir die Altäre des Herrn und der Heiligen schmücken, so tun wir es mit erpreßtem, blutbeflecktem, von Tränen benetztem Golde. Oh, es kann ja nicht sein, daß ein König vom Unrecht weiß, und es nicht abstellt. Freilich ruht das Recht nicht in der Brust der Könige, wie die italienischen Staatsrechtler sagen, sondern der König ist der Hüter des Rechts, darum muß ihm recht berichtet werden.“

Beschwörend wendet sich Las Casas an den Kaiser.

„Oh, daß es doch möglich wäre, den Königen zu einer jeden Stunde die Wahrheit zu sagen! Oh, daß doch die Stimme der Männer, denen das Geschick ihres Volkes am Herzen brennt, einen eigenen Ton hätte, so daß sie sich von allen anderen Stimmen unterschiede! Oh, daß die doch nicht schweigen müßten, die vom geheimsten Leiden wissen! Es sind ja so unbegreiflich wenige, die allein als Zeugen leben, um zu sagen was wahr ist und in welchem Maß das Leben der Menschheit der ewigen Wahrheit widerspricht. Ich habe einige heilige und tapfere Männer gesehen. Aber wohin ich kam, hörte ich die falschen Stimmen derer, die etwas wollten für ihre Aussage. Und wenn eines Königs Ohr auch geschärft ist vom Wächterdienste, wie soll er im Lärm erkennen, ob ein Mann spricht, dessen Wort sein Schicksal ist, oder ein Mann, dessen Wort seinen Kaufpreis nennt, seien es nun Amt oder Rang oder sei es auch nur die Erlaubnis bleiben zu dürfen, was er bisher gewesen! Gelangte aber die Wahrheit an die Ohren der Könige, so wäre alles gut... Wir können mit schlechten Mitteln Gutes nicht erreichen. Und unsere Mittel sind schlecht.“

Wie eine Vision des Grauens, das der Nationalsozialismus über die Juden bringen wird, breitet Las Casas die Leiden der Indios vor dem Kaiser aus, den zerstörten Frieden, die Berge von Leichen.

„Und das ist doch alles nichts. Vor mir stürzten die Seelen der Unglücklichen in die ewige Verdammnis hinab. Und welche Schreie habe ich gehört! Schreie derer, die unter Peitschenhieben starben und derer, die lebendig verbrannt wurden und derer, die in der Folter hingen. Und die Schreie sind noch nicht das Furchtbarste, viel schlimmer sind die Klagen und das Weinen und die stummen, von Tränen quellenden Augen, und das Schlimmste sind die Fragen in diesen Augen, die nicht begreifen können und emporblicken zum Himmel und suchen und nicht wissen, wer da oben wohnt. Oh, was habe ich gesehen! Ihr habt mich nach

der Wahrheit gefragt: das ist die Wahrheit und es ist sie doch noch nicht. Viel viel, Schlimmeres habe ich noch gesehen, was kein Gehirn zu denken wagt, keine Lippe nachspricht, was selbst den Teufel mit Abscheu erfüllen müßte.“

Voll tiefer Verzweiflung fleht Las Casas den Kaiser an:

„Herr, dein Volk ist krank, laß es gesunden. Zerbrich das Unrecht, in dem es erstickt. Und was es immer kosten wolle, zögere nicht, denn das will Gott von dir. Vielleicht ist jetzt die Stunde da, da Gott ein sehr großes Opfer von dir fordert: bringe es Herr, frage nicht, wie die Welt es dir entgelten wird. Frage niemanden. Frage nur dich selbst, frage dein Leiden und deine Sorge und deine Not, frage deine Liebe und dein Gewissen. Menschenstimmen können dir nicht antworten, aber wenn du nur lauschen willst, Herr, so vernimmst du vielleicht die Stimme des Lenkers der Geschichte, der dich und deine Krone in diesem Augenblick als sein Werkzeug gebrauchen und sein Reich ausbreiten will durch dich.“

Da fährt Sepulveda Las Casas in die Rede:

„Herr, wenn die Stimme der Notwendigkeit, der Fürsten und Völker unterworfen sind, ein Recht hat, dich zu warnen, so in diesem Augenblick. Sie verzeiht es niemals, wenn sie mißachtet wurde. Höre nicht auf den Träumer. Er zerstört dein Reich!“

Und der Bischof von Burgos meint:

„Wie willst du dem Herrn dienen mit zertrümmerter Macht? Was soll ein zerbrochenes Werkzeug in Gottes Hand? Vergiß nicht, daß die Welt sich dir unterwerfen muß und du ihre Ordnung wieder herstellen wirst, wenn du fest bleibst. Das ist dein Auftrag!“

Las Casas entgegnet nur leise: „Es ist die Stunde Spaniens!“ In dem plötzlichen Gefühl der Vergeblichkeit seines Glaubens vor dem nüchternen, materiellen Nützlichkeitsstreben der Welt setzt er hinzu:

„Die Schuld ist schon zu einem Teile unseres Lebens geworden, alle Warnungen sind vergeblich, Spanien hat seine Stunde verkannt, und die noch von Gottes Auftrag wissen, gehen als Narren hin, beladen mit aller Not der Welt. Oh, daß mich Gott doch fortnehme, daß ich nicht mehr zeugen müßte für ihn...“

Aber dann bäumt sich noch einmal sein Wissen, sein Gewissen vor dem furchtbaren Unrecht, vor der ungeheuren Schuld in leidenschaftlicher Erregung auf und uns Nachlebenden des Nationalsozialismus erscheinen seine Worte mehr als das Ende der spanischen Weltmachtstellung ein visionäres Bild der deutschen Katastrophe von 1945 zu meinen.

„Es ist wahr, daß das Gericht kommen wird über dieses Land! Denn wer den größten Auftrag verfehlt, der verfällt auch der schwersten Schuld. Und darum wird Gottes Zorn auf dieses Land fallen, er wird seine Macht zerschlagen und sein Zepter erniedrigen und ihm Inseln und Reiche nehmen und wenn die Menschen sich aufrichten aus den Trümmern und den Herrn anklagen und fragen, warum er dieses

Unheil über das Land gebracht habe, so werde ich mich erheben aus dem Grabe und für Gottes Gerechtigkeit zeugen. Dann werde ich den Fragern antworten: Gott hat eure Väter für einen Dienst erlesen und sie haben ihn nicht verstanden. Darum tut Gott recht, wenn er dieses Landes Ansehen vernichtet. Für ungeheure Verbrechen erfolgt nun die ungeheure Strafe.“

In der Erzählung läßt Reinhold Schneider am Ende den Kaiser sich zu Las Casas bekennen, er übergibt ihm die unterschriebenen Gesetze, die die Indios freimachen sollen. Las Casas selbst soll sie in den neu entdeckten Ländern vertreten und ihnen Geltung verschaffen.

In der Zeit, für die Reinhold Schneider das Andenken an den „Vater der Unterdrückten“ aufs neue hervorgeholt hatte, blieb der Erzählung eine Wirkung zu Umkehr und Besinnung auf die nationalsozialistische Führung versagt — es wäre zu viel gewesen, eine solche Wendung zu erwarten. Doch wer will ermessen, wieviel Nachdenklichkeit diese Erzählung bei denen erregte, die sie lasen? Zur Bewußtseinsklärung derer, über die das Trommelfeuer nationalsozialistischer Propaganda niederging, hat sie das Ihre dazu beigetragen, daß die Stimme der Menschlichkeit, daß das Begreifen geschehen und noch immer sich vollziehenden Unrechts nicht verstummte. Das Buch ging von Hand zu Hand. Im Verlag häuften sich die Bestellungen zu Bergen. Es hätte eine Auflage von 60 000 Stück gedruckt werden können, um den Anforderungen zu genügen, aber Parteiinstanzen ließen die Neuauflage nicht zu.

Niemand vermag heute noch zu sagen, zu wie vielen damals Schneiders „Las Casas“ als der aufrüttelnde Mahner zu den Unsicheren, als der tröstende Bruder zu den Geängstigten und Gedeimigten gekommen ist. Wichtig war diese Stimme, außerordentlich wichtig, um in der Hochflut des Nationalsozialismus wenigstens etwas von den Gegenkräften spüren zu lassen, die sich über das stumpfe Geschehenlassen der Menge erhoben. Wenn die Gewaltlosen eine Waffe hatten, so war es das Wort, um zu mahnen, um nicht nachzulassen, die Gewissen zu schärfen, und sich in ein verzweiflungsvolles Ringen zu stürzen, um die großen Menschlichkeits- und Glaubenswerte nicht in der Zeit der großen Verführung untergehen zu lassen. Das dichterische Wort verstummte nicht, so gefährdet es auch war. Es sollte vielmehr gerade in dieser Not eine Stunde besonderen, geheimen Glanzes erfahren.

Wenige haben ihr dichterisches Vermögen so nachhaltig und so vielfältig als Ruf zum Widerstand in dieser Zeit eingesetzt, wie Reinhold Schneider.

Schon seit einiger Zeit gingen Sonette von ihm von Hand zu Hand.

*Allein den Betern kann es noch gelingen,
das Schwert ob unsern Häupten aufzuhalten
und diese Welt den richtenden Gewalten
durch ein geheiligt Leben abzurufen.*

Denn Täter werden nie den Himmel zwingen.
Was sie vereinen, wird sich wieder spalten,
was sie erneuern, über Nacht veralten
und was sie stiften, Not und Unheil bringen.

Jetzt ist die Zeit, da sich das Heil verbirgt
und Menschenhochmut auf dem Markte feiert,
indes im Dom die Beter sich verhüllen.

Bis Gott aus unsern Opfern Segen wirkt
und in den Tiefen, die kein Aug entschleiert,
die trocknen Brunnen sich mit Leben füllen.

Es ist die Stimme der Gewaltlosen:

Kein Haupt und keine Fahne zu erkiesen,
das Herz zu beschützen, das sich losgerungen,
und wieder rein in diese Welt zu treten . . .

Das bedeutet keinen schwächlichen Verzicht
auf die geistige Tat, kein sich verstecken-wollen,
um sich selbst zu bewahren. Die Verfolgung ist
zu groß. Was geschehen kan, muß im Geheimen
geschehen.

Furchtbarer Bann, wirst du noch einmal
weiden,
daß uns ein Morgen ohne Schwermut tagt,
und um die Seele, die vor Leid verzagt,
die Mauern fallen und die Schatten bleichen?

Gewalt erdulden lernen, schweigend hoffen,
und vor der Zeit die Seele zu behüten,
daß reines sich vereinen mag auf Erden,

dies ist das Schicksal, das wir angetroffen,
die wir vor nie betretenem Land erglühten,
und nun uns beugen und geopfert werden.

Schwermut liegt über diesen Sonetten. Aus
ihnen spricht die Verzweiflung so vieler, die
immer von neuem vergeblich hoffen und immer
wieder zurückgestoßen werden in die Hoffnungs-
losigkeit.

In immer neuen Erfolgen bläht sich der Natio-
nalsozialismus, erkennt die Welt ihn an. Das
Volk auf den Straßen jubelt dem Erfolgreichen
zu — wie sollte es auch anders sein: immer hat
es die Menge getan —

. . . und niemand ahnt, daß Satan aus ihm
spricht
und seines Tempels Wunderbau zum Preis
die Seelen fordert, die er eingefangen.

Erst wenn er aufwärts fahren will ins Licht,
wird ihn der Blitzstrahl aus dem höchsten
Kreis
ins Dunkel schleudern, wo er ausgegangen.

Aber die, die in dem schreienden, tobenden,
berauschten Volk abseits stehen, fühlen ihre
Einsamkeit wie einen quälenden Schmerz, nicht
weil sie sich selbst bedroht fühlen müssen, son-
dern weil sich vor ihnen unter dem Geschrei der
Menge auch das Vertraute, ihnen Liebgewor-
dene in eine unfaßbare Fremdheit hüllt, weil
nichts mehr von außen kommt, das sie trägt,
und die inneren Kräfte zu erlahmen drohen in
ihrer schmerzvollen Vereinzelung.

Auch das gehört zum Verständnis des Wider-
standes der Gewaltlosen.

Entfremdet ist das Volk mir, nur sein Leiden
bedrängt mich nachts und furchtbar drückt
die Not . . .

beginnt eines der Schneiderschen Sonette aus
dem Jahr 1937:

Verkehrt sind alle Zeichen, stumm die
Dichter,

es bannt das Wort nicht mehr die
Todesmächte,
die deine Seele, Volk, in Fesseln schlagen.

Mein Volk, mein Volk, wie wird der ewige
Richter
dereinst uns wägen nach dem ewigen Rechte,
wenn er nicht zählte, was wir stumm
getragen!

Im gleichen Jahr ist Schneider aus Potsdam
fortgegangen. Er hatte 1939 ein Buch über die
Hohenzollern geschrieben.

„Gegen die Vergötzung des Blutes sollte
mein Buch über die Hohenzollern die tragische
Forderung der Krone, das in ihr beschlossene
Opfer, stellen. Es war kein christliches Buch
und wollte das nicht sein, ich war ja kein Christ,
sondern ich sah im Tragischen den Sinn der Ge-
schichte.“

Auch dieses Buch war im ersten Anlauf unter-
drückt worden. Einen anderen Plan zerschlug die
Entwicklung der Zeit. Er hat ihn einmal seinen
liebsten Plan genannt, eine dreibändige Dar-
stellung der drei großen deutschen Kaiser-
geschlechter des Mittelalters.

„Der Widerspruch zur Zeit hätte mir die
Hand geführt und die Gestaltung verdorben.“

Schneiders Fortgang aus Potsdam — war es
Flucht, Flucht vor dem Unentrinnbaren, da doch
auch die Einsamkeit verloren und verdorben
war?

„Wir brauchen dich eben jetzt“, hatte Schnei-
der vor seinem Abschied in einem erdachten
Gespräch geschrieben. „Es ist als lebten wir am
Morgen des Gerichtstages, und die ganze, immer
lautere Geschäftigkeit der Menschen dient, ob
sie nun guten oder bösen Willens sei, der Auf-
richtung des Schafotts. Diese Welt ist verfallen,
sie lebt von ihrem künftigen Tod. Fühlst du
nicht, wie die Verzweiflung die Menschen aus-
höhlt, wie ein jeder nach einem Wort verlangt,
das ihn ausfüllt, ihm weiterhilft, ihn mit dem
Dauernden verbindet und es rettet vor dem ent-
setzlichen Nichts, das auf allen Wegen an ihn
heranschleicht? Solange du die Hoffnung haben
kannst, nur zwei oder drei Menschen ein solches
Wort zu sprechen, darfst du nicht gehen . . .“

Und Schneider selbst hatte die Antwort ge-
geben.

„Ich gehe nicht, um zu nehmen, sondern
um zu geben. Nur will ich Besseres geben als
zuvor. Und sofern wir heute nicht um das
Äußerste ringen — wovon soll dann morgen das
Volk zehren? Das eine leuchtet und sammelt die
Menschen um sich aus eigener Kraft, nicht aus
der Kraft der Welt. Und wenn es mehreren ge-
länge, rein zu werden, so wüßten wir, daß Gott
die Welt noch nicht verworfen hat, so sehr sie
es auch verdient. Aber wenn wieder 20 oder
30 Jahre um sein werden, so müssen andere
sichtbar werden und leben mit den weitver-
streuten, suchenden Seelen und ihr Leid tragen
und ihnen helfen. Wieder andere treten in die
Wälder ein und verlieren sich auf immer, und

vielleicht müssen viele sich verlieren, damit jene
wenigen einmal aufleuchten in der grauenvollen
Nacht, die sich die Menschen auf Gottes Erde
bereitet haben. Die den Befehl zu hören glau-
ben, müssen gehen . . .“

So war Reinhold Schneider gegangen.

Aber ehe noch Freiburg als endgültige Zu-
flucht für ihn gewonnen war, kam schon der be-
wegende Zuruf der Sonette.

Weihnachten 1937 schenkte er einem kleinen
Kreis seiner Freunde einen maschinengeschrie-
benen und vervielfältigten Band davon, 1939
gab der Insel-Verlag einen Teil davon heraus.
So begann jenes immer wieder sich erneuernde,
immer sich wandelnde Lied des Trostes und der
Mahnung, des Zuspruchs, der tiefen Deutung
des Geschehens draußen in der Welt und der
Wandlung in den Seelen, wurde Bekenntnis und
anfeuernder Wille zu Buße und Umkehr.

Meteorenschwärme erschienen am Himmel
als erschreckende Zeichen immer dichter wer-
denden Unheils, die ersten Bomben fielen,
ragende Türme, Gotteshäuser und Denkmäler
frommer, großer Vergangenheit sanken in
Schutt und Asche, Freunde fielen auf dem
Schlachtfeld, andere wurden verhaftet und ver-
schwanden im KZ: Not und Tod hielten eine
grausige Ernte, während die Machthaber immer
lauter ihre Triumphe einernteten auf den
Schlachtfeldern in Polen und im Westen, auf
dem Balkan, in der afrikanischen Wüste, ehe
sich der Krieg in die endlose Weite Rußlands
ergoß. Immer hektischer wurde der Siegeswahn,
immer unverhüllter zeigte sich der Machtbe-
rauschte als der Knecht des Antichrist.

Nun stirbt das Volk, es sterben hin die
Reinen,
die ohne Schuld am tiefen Fall der Welt;
wenn nicht ein Licht aus reinen Herzen fällt,
wird bald kein Licht mehr auf der Erde
scheinen.

Die Nacht stürmt fort, und lauter wird das
Weinen
um all der Toten unbeschütztes Zelt,
um all die Schwermut, die kein Trost erhellt,
und kühne Geister, die sich nie vereinen.

Doch wo ist Hoffnung, wenn im Opfer nicht
der Unbefleckten, die mit heiligem Mut
in unserer Sünde Todesnacht gegangen?

Um ihre Gräber dunkelt das Gericht,
es klagt uns an, es fordert uns ihr Recht,
bis ihre Bitten uns dereinst empfangen.

Diese Jahre wurden eine Zeit des verbor-
genen Wortes. Nun war die Dichtung für viele
zu echtem Lebensbrot geworden. Hinter der star-
ren Maske des Grauens glühte das Wort, das
aus dem Dunkeln den Weg wies, das helfende,
deutende, bewahrende Wort. In dieser tiefsten
Erschütterung, in der die Welt ringsum zusam-
menbrach und Trümmer die altgewohnten Wege
unsichtbar machten, war das Wort des Leben-
den, des Mitleidenden unendlich wichtig gewor-
den. Wie oft reichte die verzweifelte Kraft des
einzelnen nicht mehr aus, hinter dem Sturz der
irdischen Werte noch an das Unvergängliche zu
glauben, hinter Zusammenbruch und fratzen-
hafter Entstellung aller geschichtlicher Über-
lieferung das reine Bild geschichtlicher Größe

zu erkennen. In diese Situation trafen die Sonette als die Boten einer Gesinnung, die, in dem alten, großen Reichtum des geistigen Erbes des christlichen Kulturkreises wurzelnd, weit darüber hinauswies in Bereiche leiderfahrenen Glaubens, in dem die Ordnung und Unordnung der irdischen Dinge transparent wurden, um das Licht letzter Gnade über das Trümmerfeld der Zeit hereinfluten zu lassen.

*Schwer schleppt die Zeit hin, da des Todes
Schrwingen
die Wälder streifen, die zerbrochene Stadt,
und wieder will, die keine Stimme hat,
die stumme Not, mir an die Seele dringen.*

*Männlicher Herzen weltverlorenes Ringen,
der Gram Gekränkter, die des Daseins satt,
ohnmächtiger Sehnsucht Ruf, die todesmatt
in Ketten brennt, die Erde zu umschlingen.*

*So viele Liebe, deren Band zerriß,
Hochsinn und Mut, die dunkle Schmach
bedeckt,
und Schuld, die der Geschlechter Schuld sich
beugt.*

*Sie drängen sich aus Todesfinsternis
ruhlos ans Herz, das Herzen auferweckt,
ach, nach dem Munde nur, der es bezeugt.*

Dieser Glaube ist nicht Weltflucht. Die Allgegenwart der Not ist so groß, daß keiner sich ihr mehr entziehen kann, keiner unberührt von ihr bleibt. Schneider ist der Überzeugung: die Zeit erlaubt ihm keine großen, breit angelegten Arbeiten mehr. Solche Arbeit wäre Flucht vor der unmittelbaren, bedrängenden Auseinandersetzung mit der Gegenwart. Viele haben solche Flucht versucht. Sie kamen nicht weit. Die reißende Zeit holte sie ein. Aber die Stillen, die Geängstigten im Lande bedürfen des kurzen, klaren, in sich geschlossenen Anrufs, des warnenden Rufes, des tröstenden, damit nicht auch noch das Letzte von den stürzenden Mächten

in den Abgrund gerissen werde. Als solcher Rufer und Mahner sieht er seine eigentliche, seine letzte Aufgabe, immer wieder zurückkehren — müssen in das Leid, in die Ungewißheit, Bedrohung und Gefährdung, um den Verzweifeln das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen, um die Stimme des Widerspruchs gegen das was geschieht, nicht schweigen zu lassen, „um für die Kraft des Wortes einzustehen“.

„Mir geht es um die Vergegenwärtigung eines Geschichtsbildes, in dem Raum für die himmlischen, wie für die widersacherischen Mächte ist, und in dem der Ort des Menschen zwischen beiden und seine königliche und furchtbare Freiheit deutlich zu bezeichnen sind“, hat Reinhold Schneider damals geschrieben. „Als mit dem ersten Weltkrieg eine Epoche anbrach, die noch nicht zu Ende ist und in der auf eine immer erschütterndere Weise alle Mitspieler im Drama der Geschichte auftraten, verfügten wir über ein solches Bild nicht mehr: wir standen ohne Waffen des Lichts vor dem aufgebrochenen Abgrund... Ich suche keine neuen Gedanken, sondern den Dienst am Geoffenbarten. Mein einziger Wunsch ist, Zeuge der Wahrheit zu sein. Die Wahrheit, die uns zu Zeugen macht, ist unendlich viel stärker als wir: sie dringt über uns hinweg in die Geschichte, die kein Menschenwerk ist, vielmehr der Bau eines großen Königs, dessen Bauplan sich uns nicht entschleiert. Die Geschichte mißt uns die Stunde zu, sie fordert das Wort uns ab, das ein totes Wort bleibt, wenn es nicht eins wird mit dem Leben.“

Als Reinhold Schneider in der Zeit nach dem überstandenen Schrecken, im Sommer 1953 darangeht, die Sonette jener Jahre zu sammeln, sind es über zweihundert. Sie gingen hinein in das Dunkel der Zeit zu wundgestoßenen und zerschlagenen Herzen, sie wurden immer und immer wieder abgeschrieben, mit der

Hand, mit der Schreibmaschine auf brüchigem, schlechten Kriegspapier — was hatte es da zu bedeuten, wenn der Name fortblieb oder ein anderer an seine Stelle gesetzt wurde — galt doch allein das tröstende Wort, der Zuruf, unter dem Druck der Unfreiheit und Verfolgung, der Beschämung und inneren Not nicht zu zerbrechen, sondern auf den Ewigen zu schauen und ihm Erlösung und Sühne der ungeheuren Schuld anheim zu geben. Solche Gedichte wanderten in jenen Jahren von einem Vertrauten zum andern, waren ein kostbar-tröstlicher, aber auch ein gefährlicher Besitz, sie gingen in Feldpostbriefen hinaus an die Fronten, sie wurden in Rußland von einer Truppe als ein kleines Bündchen gedruckt, sie fanden unsäglichen Widerhall in der Not der Kämpfer in Stalingrad. In den Abschiedsbriefen der Todgeweihten tauchen Verszeilen oder ganze Sonette als letztes Vermächtnis auf. Unermeßlich, unergründlich sind die Wege, die diese Dichtung damals durch die Not der Zeit auf die Schlachtfelder drinnen und draußen fand, in die Bombenkeller und die Gefängnisse und zu den einsam Sterbenden auf allen Kampfplätzen Europas.

Noch in den Gefangenenlagern konnte es geschehen, daß sich Gleichgesinnte daran erkannten und Freunde wurden, daß einer halblaut für sich eine Verszeile solcher Gedichte sagte oder ein Zettel mit einem Sonett sich fand, eingerissen, verschmutzt, das seinen Träger seit Jahren durch Kampf und Gefangennahme begleitet hatte.

Es war eine Zeit des verborgenen Wortes, aber das Wort wurde groß und fordernd und voll Verheißung. Vielleicht hat das Wort des Dichters nie solche hohe Aufgabe gehabt wie in jener Zeit, da die Worte der Mächtigen auf der Straße zerschlossen zu Lumpen, denen niemand mehr einen Wert beimessen wollte.

Werner Bergengruen

Es waren gewiß nicht nur die Sonette Reinhold Schneiders allein, die als Helfer und Tröster im geistigen Widerstand der Gewaltlosen ihr Gewicht hatten. Auch die Lieder aus Kleppers Kyrie gingen von Hand zu Hand, Gedichte von Werner Bergengruen, Rudolf Alexander Schröder, die des früh in Rußland gefallenen, so hoffnungsvollen jungen Siegbert Stehmann und vieler anderer.

Und es waren nicht nur die Lebenden, deren Werk und Gedanken den Widerstand nährten, sondern die ganze Vergangenheit des deutschen Geistes in seiner Gläubigkeit, in seinem Ringen um Klarheit, in seinem Idealismus und seiner Offenheit aller Menschlichkeit gegenüber, in der ganzen Schwere seines Strebens nach Vollendung, seiner Reinheit und seines tragischen Schuldig-werden in seiner langen Geschichte war Widerspruch gegen den Ungeist, der sich breit machte. Gerade das war es ja, was dem geistigen Widerstand sein inneres Recht gab: Die Vergangenheit selbst zeugte gegen die Entstellung und

Entwürdigung, die sie durch den Nationalsozialismus erfahren sollte. Deshalb war die Vergangenheit plötzlich so wichtig geworden: es war nicht Flucht in die Geschichte, um einer bösen Gegenwart zu entfliehen, sondern ein Forschen und Fragen nach den Gesetzen, Inhalten und Forderungen der Geschichte, um der großen Verfälschung entgegentreten zu können.

Etwas Ähnliches vollzog sich auf allen geistigen Gebieten, in der Kunst, die als „entartete Kunst“ öffentlich verfemt war, vor allem aber auf religiösem Gebiet, wo der gewaltlose Widerstand ganz neue Akzente bewußt machte.

Vielleicht keine Generation vorher hat Schillers Essay über die Gesetzgebung des Solon und Lykurg mit so leidenschaftlich-brennendem Interesse gelesen, wie damals. In der großartigen Darstellung Schillers einer bis zum Kleinsten durchdachten Konstruktion, die dem spartanischen Staat politische Stärke, Macht und Dauerhaftigkeit sichern sollte, schien ein

Idealbild des nationalsozialistischen Staates vor-gezeichnet. Schiller steigert die Bewunderung des Lesers für das scheinbar vollendete Kunstwerk der Lykurgischen Staatsverfassung immer höher, nennt die Opfer, die der Staat fordern muß, um seine Stärke zu erhalten, bis er selbst die künstlich aufgebaute Pracht mit der Forderung schroff niederreißt: „Alles darf dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann: die Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein...“

Aus vielen Wurzeln nährt sich der geistige Widerstand; Freiheit des Geistes, Menschlichkeit.

Der Widerstand kommt nicht nur vom Politischen her, nicht nur — wie oft behauptet wird — aus dem Willen, in letzter Stunde aus dem schon verlorenen Krieg noch soviel als möglich zu retten. Die geistige Auseinandersetzung reicht tiefer, sie geht, schon lange bevor der Krieg ausgebrochen ist, um das, was an Vergangenheit und Zukunftsmöglichkeit in gleicher Weise durch den Nationalsozialismus bedroht ist, und bei einem Sieg des Nationalsozialismus zum sicheren Untergang verurteilt sein würde.

Der Widerstand der Gewaltlosen und die Aktivität der politischen Widerstandskämpfer entstammen der gleichen inneren Notwendigkeit, sie gehen ohne Grenzen ineinander über, durchdringen sich in der gemeinsamen Sorge.

Inmitten der lärmenden, mit so vielen Erfolgen verführenden Zeit des Nationalsozialismus bedarf es der tiefen, ernsten Besinnung, der Wandlung, des unablässigen Bemühens zu den wahren Wurzeln des Ursprungs vorzudringen, um das innere Recht und eine stets sich erneuernde Kraft zum Widerstand zu gewinnen.

Mit heilig-nüchternem Ernst ist darum gerungen worden!

Im April 1945 hatte Werner Bergengruen das Gedicht geschrieben, das die innere Not, die Ungeduld, den Überdruß an den lauten, billigen Phrasen der nationalsozialistischen Propagandatrommeln jener Jahre wiedergibt:

*Wir sind so sehr verraten,
von jedem Trost entblößt,
in all den schrillen Taten
ist nichts, was uns erlöst.*

*Wir sind des Fingerzeigens
der plumphen Worte satt.
Wir wolln den Klang des Schweigens,
das uns erschaffen hat.*

*Gewalt und Gier und Wille
der Lärmenden zerschellt.
O, komm Gewalt der Stille
und wandle du die Welt.*

Im Jahr 1937 — noch bevor der Nationalsozialismus in Österreich an die Macht kam — erschien in Graz ein Gedichtband „Der ewige Kaiser“ anonym, weil der Verfasser, wie es im Nachwort hieß, auf die Nennung seines Namens verzichtete, „weil ihm der Ausdruck eines allen Gliedern des Volkes gemeinsamen Glaubens eines Namens nicht zu bedürfen schien...“

*Der Stumme stirbt. Du hast genug gelitten
das tatenferne Leid.
Brich auf und stell das Zeichen in die Mitten
der zeichenlosen Zeit!*

Diese Gedichte sagen in einer männlichen Härte ein bewußtes Ja zu dem Grauen der Zeit, nicht um es zu rechtfertigen, sondern um der inneren Entscheidung willen, die diese Zeit so gewaltsam von einem jeden fordert, das Bekenntnis, Hinwendung zum Wesentlichen, das in so vielen Leben ganz verschüttet war. Die Zeit drängt dazu.

Auch das soll in der Schrecklichkeit dieser Jahre nicht ganz übersehen werden, daß viele

geistige Kräfte neu aufwachen, Verantwortung, Sorge und Bedrohung immaterielle Reichtümer neu bewußt werden lassen und Entwicklung Vertiefung und Reifwerden bedeuten.

*Gepriesen sei das Schrecknis dieser Tage!
Lob sei dir Schmach! Gesegnet seist du Gram!
Ruhm sei der brennenden, der späten Scham
und der entsetzensvollen Niederlage!*

*Verzweifelnder, bezwinde deine Frage,
aus welcher Vollmacht Gott die Geißel nahm.
Es schlägt kein Schlag die freie Seele lahm,
und jeder ist gleich einem Glockenschlage.*

*Schült die Tribunen nicht! Ihr Amt ist echt,
und übtet sie's mit hundertfachen Lügen
und mit vertausendfachtem Blutvergehen.*

*Sie haben ihre Schückung und ihr Recht:
das starre Erdreich furchtbar aufzupflügen.
Wir aber wolln den Herrn der Ernte sehen.*

Hier wird das geheime Deutschland jener Jahre sichtbar, die innere Stärke, die sich zwar schon gefährdet weiß, aber noch in der Getrostheit im Glauben leben kann. Erst wenn sich der graue, gewaltige Zwang der Kriegsjahre darüberlegt, werden diese Farben auslöschen, wird die furchtbare Vereinzelung spürbar werden und das Bewußtsein der Schuld alle Grenzen übersteigen.

*Die Schultern, die das Reichsgewölbe trugen
sind wund und matt.
Die Arme, die des Reiches Schlachten schlugen,
sind Schlagens satt.*

*Die welken Wünsche gehn auf nahe Ziele.
Nah ist die Not.
Schafotte stehn bereit. Um Brot und Spiele
bangt der Helot.*

*Das grelle Klirren unechten Metalles
füllt Ohr um Ohr
seit dieses Volk des großen Glockenschalles
Gefühl verlor.*

*Und nur in den gesenkten Blicken spiegelt
sich Würde noch.
Die blassen Lippen aber sind versiegelt,
und künden doch.*

*In Katakomben, bei gelöschten Kerzen
grünt noch der Kranz,
glüht in zertretenen und zerstoßenen Herzen
der alte Glanz.*

*Und manchmal fällt ein Schein aus dem
Gemäuer
dem Blitze gleich
und preist sekundenlang wie Opferfeuer
das ewige Reich,*

*bis der Gelobte, der den Trug vernichtet,
erscheinen wird,
und mit Gerechtigkeit den Erdkreis schlichtet,
der Völkerhirt.*

Es ist der Glaube, dem die schwerste Prüfung noch nicht auferlegt ist. Noch buhlt der Nationalsozialismus um die Gunst der Welt, noch ist ihm ihr Urteil nicht so unwichtig, daß er sich bedenkenlos darüber hinwegsetzt. Die Völker sehen von Glanz geblendet der unerhörten Prachtentfaltung zu, mit der sie bei der Olympiade 1936 in Berlin betört werden sollen.

Sie sehen nicht die Not, die Angst, das Unrecht, das die glänzende Fassade vor ihnen verbergen soll. Sie glauben nicht den Stimmen der Warnenden. Sie sehen nur die begeisterte Menge auf den Straßen, die rauschenden Fahnen, den friedlichen Wettkampf der Völker auf allen Gebieten des Sports.

Zwar sagen die Wissenden längst, daß die Zeichen auf Sturm und Gefahr stehen, aber die Sturmflut selbst ist noch nicht da und niemand weiß, wie tief zerstörend sie gegen alles Bestehende anbränden, wie viele Millionen von Menschen sie in den Tod reißen wird.

Das ist die Situation, aus der diese Gedichte zu verstehen sind, als sie 1937, ein Jahr nach der Berliner Olympiade erscheinen. Es ist nicht zu viel, sie zu dem Eindringlichsten der deutschen politischen Dichtung überhaupt zu zählen — zu einem der stärksten Zeugnisse des geistigen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus gewiß.

Im Glauben an die unzerstörbare Macht göttlicher Gerechtigkeit, an den endlichen Sieg im göttlichen Gericht, haben sie etwas Triumphe-rendes, mit dem sie das Ewige dem der Vergänglichkeit Unterworfenen entgegenstellen.

*Erblosen Todes sterben die Tyrannen.
Tribunen zeugen nicht.
Und die der Tausende Gehör gewannen,
gewannen sich Gericht.*

*Im bleichen Lidit der fieberheißen Lampe
steht weiß der Komödiant.
Sein Auge flackt, er neigt sich an der Rampe
und reckt verzückt die Hand.*

*Er kränzt sich unter dem Geschrei der Menge
mit geil geschößnem Kraut.
— Der Acker singt die alten Preisgesänge
getreulich ohne Laut.*

*Der Herr und Knecht der selbstgeglauten
Lüge
erhitzt sich am Gewähr.*

*— Der Born im mütterlichen Weltgefüge
rauscht klar und keusch und kühl.*

*Der Pöbel brüllt, Fanfaren heulen schrille,
und Wimpel bläht sich groß.
— Das Trächtige erfüllt sich in der Stille
und tief im dunklen Schoß.*

*Wie wollen vor dem Abend sie bestehen,
die schäumend fort und fort
in tausendfachem Hin- und Wiederdrehen
gebuhlt ums hohle Wort?*

*Und wo des Zorns geschwollene Dämonen
den Weinberg und den Hain,
das Fruchtgelände und den Herd bewohnen,
wie soll die Saat gedeihn?*

*O giergehetzte Rufer nach dem Beile,
Aufspürer alter Schuld —
Nur das Vergängliche kennt Haß und Eile.
Die Dauer hat Geduld.*

*Am Himmel, wenn Gewölk und Dunst
zerrannen,
steht groß das alte Licht.
Erblosen Todes sterben die Tyrannen.
Tribunen zeugen nicht.*

Von der gleichen triumphierenden Sieghaftigkeit ist die „Tröstung“, die lange nachhallt in die dunkelsten Stunden des Krieges und auch vor den Gräbern auf den verlorenen Schlachtfeldern noch ihre Kraft hält.

Ewige Weisheit, du schufst die Herzen der
Völker bekehrbar,
jedem Trug und Verderb offen den äußeren
Ring.
Doch den heimlichen Kern bewahrtest du
unversehrbar
und ihn blendete nie der dreißigste Silberling.
Da in der Frühe der Welt mit flammendem
Morgenrote
du deine Schöpfung zuerst überströmend
getränkt,
hast du allem Erschaffnen die ihm gemäßen
Gebote,
unverbrüchliche, tief in seine Adern gesenkt,
Vögel kennen den Pfad, Gestirne wissen die
Fährten.
Regen wässert den Grund. Immer erneuert sich
das Jahr.
Und die nämlichen Früchte, die sechs
Jahrtausende nährten,
nähren auch uns. Des Stromes Spiegel blieb
treu, wie er war.
Und so gönnest du auch nur kurze Frist der
Verwirrung.
Mandies Verführers Grab hat sich grün
übermoost.
Ja, du erschufst die Völker bekehrbar aus
jeglicher Irrung.
Knaben wachsen heran. Und so sind wir
getrost.

Der Verfasser dieser Gedichte war Werner Bergengruen. Daß die Sonette in Österreich erschienen, ermöglichte es längere Zeit, sich den Band nach Deutschland schicken zu lassen — er war der Aufmerksamkeit der Gestapo zunächst entgangen. Aber als der Nationalsozialismus sich Österreich unterwarf, entstand für Bergengruen eine schwierige Situation. Er hatte mit dem Verlag nur über einen Mittelsmann, den Grafen Paul Thun, selbst ein Dichter, verhandelt. Auch der Verlag kannte Bergengruens Namen im Zusammenhang mit den Gedichten nicht. Jetzt aber griff die Gestapo die Sache auf.

„Thun ist, was mich sehr erleichtert, nicht meiner wegen verhaftet worden, sondern sofort nach der Eingemeindung. Er war schon seit Monaten nach längerer Haft wieder freigelassen worden, als meine Geschichte passierte. Man zitierte ihn hin, nachdem man seinen Namen beim Verlag als den des Mittelsmannes erfahren hatte, und fragte nach dem Autor. Er antwortete, er fühle sich ehrenwörtlich gebunden, den Namen nicht zu nennen, darauf Hohngelächter und die Erklärung, er sei wohl selbst der Autor. Er sagte, er könne nichts tun, als den Autor fragen, ob dieser ihn von seiner Schweigepflicht entbinden wolle. Man gab ihm eine Bedenkfrist von, ich glaube, zwei oder drei Wochen. Nenne er dann den Namen nicht, so werde man sich an ihn, als an den Autor halten, und ließ ihn wieder gehen. Daraufhin habe ich mich dann selbst mit der Wiener Gestapo in Verbindung gesetzt, und es gelang mir, diese Dumm-

köpfe noch dümmer zu machen, so daß sie die Sache schließlich fallen ließen. Vielleicht aber ist unter ihnen, ohne daß ich es wußte, ein Schutzengel für mich gewesen, wie ich das in einer anderen Gestaposache erfahren habe, deren Zusammenhänge sich für mich erst nach dem Kriege aufklärten. Mein Glück war es, daß die Beamten der Gestapo in ihrem Dünkel und ihrer Verachtung der ‚gebildeten Leute‘ im Propagandaministerium zu stolz waren, um meine Angelegenheit dem Propagandaministerium weiterzugeben, was sie ‚zuständigkeitshalber‘ hätten tun müssen. Dort aber konnten die Leute, im Gegensatz zur Gestapo, lesen, und es wäre wohl kaum möglich gewesen, sie dumm zu reden. Alles liegt am Schutzengel und an seiner Bereitwilligkeit, sich in die abenteuerlichsten Kostümierungen zu verkleiden.“

Zwei Romane Bergengruens haben ihre Bedeutung für den geistigen Widerstand gehabt: „Der Großtyrann und das Gericht“, über den viel diskutiert worden ist, als er 1935 erschien, und „Am Himmel wie auf Erden“, der im Herbst 1940 veröffentlicht und 1941 verboten wurde.

Beide Romane stehen auch noch heute in der deutschen Literatur der Gegenwart und werden noch lange Zeit Leser finden, sie anziehen, nachdenklich stimmen und mit faszinierenden Bildern großer Dichtung beschenkt entlassen. Aber die heutigen und die morgigen Leser werden sie mit ganz anderen Augen lesen und verstehen, als die ersten Leser, die in ihnen eine Stütze begriffen, um sich mit der eigenen Situation, mit der Problematik des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen.

Gerade an diesen Romanen wird es deutlich, wie schwer, ja eigentlich wie unmöglich es geworden ist, die Linie des geistigen Widerstandes in seinen Zeugnissen getreu nachzuzeichnen. Den heutigen Lesern sind beide Romane Kunstwerk, Dichtung, sie werden sich an ihnen begeistern oder sie ablehnen: aber wo sollten sie einen greifbaren Bezug auf die Jahre von damals finden, wo auch nur einen Satz, der sich herausgreifen ließe als ein Protest gegen das, was damals geschah? Es gibt ihn nicht, wie übrigens in Kleppers „Vater“ ebenfalls nicht. Nichts darin wird so ausgesprochen, daß es ein Bekenntnis oder einen Willen zum Bekenntnis zum geistigen Widerstand bewiese. Und doch gehören diese Bücher dazu, die Nachlebenden werden es sich einfach sagen lassen müssen, daß es so ist. Es ist ihre Ganzheit, es sind die Fragen, die sie stellen — und es ist die Fähigkeit jener Jahre, zwischen den Zeilen lesen zu können, die Kunst, zwischen den Zeilen etwas zu sagen, das nach außen, — vor den Augen der nationalsozialistischen Machthaber — unangreifbar bleibt, nach innen aber die Fragwürdigkeit ihrer Macht aufreißt, ihren Verbrechen die Forderung nach Menschlichkeit entgegenstellt, indem sie Dinge aufgreift, die der Nationalsozialismus nicht aufgriffen haben will: Fragen des Gewissens, des Rechts, der Verantwortung, diejenigen Werte, die ihre Unabhängigkeit von der herrschenden

Macht behalten müssen, wenn sie in ihrem Wert überhaupt erhalten bleiben sollen.

Im „Großtyrann und das Gericht“ geht es um nichts anderes als um die Verführbarkeit des Menschen durch die Macht und um sein Schuldigwerden.

Ein Mord ist geschehen.

Der Großtyrann befiehlt eine genaue Untersuchung des Falles, damit der Schuldige rasch entdeckt werde. Und der Verdacht fällt auf diesen und jenen, schafft Unruhe in der Stadt. Geheime Schuld wird offenbar, Ehen werden zerstört, die bestehende Ordnung gerät ins Wanken.

In dieser immer stärker um sich greifenden Unordnung meldet sich ein Unschuldiger beim Großtyrannen, um die Schuld auf sich zu nehmen.

„Mein Gewissen hat mich getrieben“, sagte Sperone. „In welchem Sinne?“ fragte der Großtyrann. „Etwa so, daß du deine Strafe erleiden wolltest, damit die verletzte Gerechtigkeit wieder heil werde?“

„Auch in diesem Sinn, Herrlichkeit. Allein vornehmlich doch in einem anderen. Nämlich um all dieser Leute in Cassano willen.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Herrlichkeit!“ rief Sperone mit starker Stimme: „Du fragst mich danach, wie das zu verstehen sei? Ist denn der Zustand dieser Stadt nicht offenbar geworden? Ist sie nicht vergiftet bis auf den Tod? Es gab eine Zeit, da ist sie nicht sündiger gewesen als alle anderen Stätten, an denen Menschen beieinander ihr Leben führen. Jetzt aber ist nicht bald einer in Cassano, den die Verstrickung nicht ergriffen hätte. Da ist Versuchung, Verdacht und Verrat, Lüge und Meineid gehen um zwischen Brüdern und Ehegatten. Gewalttaten werden verübt, Leiber verderben und Seelen verderben. Kommt dich nicht ein Grauen an über all der Verruchtheit deiner Stadt? Und du fragst mich, wie das zu verstehen sei?“

Sperone war in eine Leidenschaft geraten, daß er aufsprang. Und nun sprach er in Jammer und Zorn von diesen Dingen, die in Cassano vor sich gegangen waren von dem Tode des Mönches an, und doch wußte er nur einen Teil von ihnen.

„Das alles habe ich gesehen, einen Tag um den anderen. Und was sollte weiter geschehen? Welche Seelen sollen noch zugrunde gehen? Da habe ich mir sagen müssen: ist es nicht besser, daß ein Mensch sterbe, als daß die ganze Stadt umkomme?“

Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Er holte Atem. Dann sagte er ruhiger: „Hierin, Herrlichkeit, wirst du doch meiner Meinung recht geben müssen: was in Cassano geschieht, das ist mehr, als das Gewissen desjenigen, der sich als Urheber der Begebenheiten zu fühlen hat, ertragen könnte . . .“

Für den Großtyrannen ist die Verwirrung nur ein Spiel seiner Macht.

„Ich sitze hier zu Gericht nicht über die einzelne Tat eines einzelnen Menschen, wie ihr vielleicht geglaubt hat . . . Ich habe die menschliche Art nicht für so leichtfällig gehalten. Nun aber habe ich gesehen, daß der Mensch nur in Versuchung geführt zu werden braucht, um in Schuld zu fallen.“

Er selbst ist der Mörder. Er hat den Mord aus Staatsnotwendigkeit begehen müssen, aber er hat diesen Mord dazu benutzt, mit den Menschen zu spielen, um sie zu ergründen, sie ins Verderben gestürzt, um seine eigene Machtvollkommenheit vor sich selbst bestätigt zu sehen. Da brandet die Anklage gegen ihn auf.

„Ein jeder andere wurde so versucht, daß er aus Zwang und Not eines rettenden Ausweges bedurfte und er war schwach genug, ihn zu begehen. Wo aber ist deine Entschuldigung? Du hast mit deinem freien Willen dieses widergöttliche Spiel angehoben, nicht getrieben von einer Not, sondern einzig von deinen Gelüsten, in Gleichheit Gottes die Schicksale von Menschen zu bewegen und zu beschauen und endlich als ein Weltenrichter über sie zu befinden. Und so hast du des Menschen Fehlbarkeit und Leichtverführbarkeit bestürzender zum Erweis gebracht als die anderen. So bist du der Urheber aller bösen Geschehnisse in dieser Stadt und einzig du hast nichts, was deiner Rechtfertigung dienen könnte. Dies ist die Anklage, die gegen dich erhoben wird. Und nun weißt du Herrlichkeit, daß du unter dem Gerichte stehst, ob auch nicht unter dem unsern . . .“

Für den heutigen Leser: eine kühne, höchst kunstvolle gedankliche Konstruktion, angefüllt mit Leben und Farben, scheinbar zeitlos, wie ja auch der Roman eine genaue Fixierung von Zeit und Landschaft, an dem er spielt, vermeidet. Irgendwo . . .

Die Leser aber, die unter dem frischen Eindruck des zur Macht gekommenen Nationalsozialismus stehen und sich mit ihm auseinanderzusetzen haben, fühlen sich und die Großen auf der politischen Bühne mit dem Inhalt des Romans auf eine merkwürdige Weise konfrontiert — nicht mit den einzelnen Gestalten. Der trotz allem so menschlich-gütige, weise-forschende Großtyrann will in nichts der Gestalt Hitlers gleichen — aber sie spüren in dem Roman eine Grenze aufgezeigt, die nicht überschritten werden darf. Und das ist brennende Gegenwart: Versuchung, Verdacht, Verrat, Ausflüchte suchen müssen, um sich zu retten, Preisgabe der Wahrhaftigkeit, Fragwürdig-werden bestehender Bindungen. Daß in diesem Zusammenhang Schuld wirklich Schuld genannt wird, will schon hilfreich scheinen, denn um die Frage der Schuld und der Verantwortung müssen unablässig die Gedanken kreisen, die den geistigen Widerstand gegen den Nationalsozialismus tragen.

Verantwortung der Macht: in Kleppers Roman „Der Vater“ ist sie anders als in Schneiders „Las Casas“ und wieder anders in Bergengruens „Großtyrann und das Gericht“ — gemeinsam ist ihnen das unverbrüchliche Wissen, daß Macht nur in der Bindung verantwortet werden kann, nur im Aufblick zu einem Recht, das

über den Menschen steht und der willkürlichen Setzung durch die Menschen enthoben ist. Dafür zu zeugen in einer Zeit, in der gerade dieses alles geleugnet werden soll, ist die Aufgabe, vor die sich der geistige Widerstandswille immer wieder von neuem gestellt sieht.

Schwer ist es heute, verständlich zu machen, was Bergengruens Roman „Am Himmel wie auf Erden“ in jener Zeit so bedeutsam machte.

Gewiß ging es auch in diesem Roman um die Verantwortung der Macht und um das Schuldwerden eines Menschen in dieser Verantwortung, um Recht und Gewissen und den Freispruch des Herzens.

Der Roman zeigte in der Vielfalt seiner Szenen beglückende Bilder des friedlichen Miteinanderlebens verschiedener und voneinander getrennter Volkstümer, der Deutschen und Wenden — und zweifellos ist Juro, der Wende, der heimliche König des ganzen Romans. Hielt man diesen Bildern den harten Hochmut entgegen, mit der die Nationalsozialisten andere Völker behandelten, etwa die Slawen, die Russen und Polen, so mochten dabei schon einige Fragen aufbrechen. Es floß in der Schilderung der „guten Leute“, der wahrhaft Ausgestoßenen, der ausgesetzten Kranken eine so warme Welle von Menschlichkeit, daß man darin wohl ein Gegenbild zu der Unmenschlichkeit sehen konnte, mit der die Ausgestoßenen im 3. Reich, die Juden und die Geisteskranken behandelt wurden. Es gab vieles, das in einer stillen Weise wirken wollte. Und doch war es vielleicht vor allem etwas sehr äußerliches, was zunächst an dem Roman faszinierte: die Situation, in der die Handlung spielte, daß der Kurfürst überzeugt war, daß sein Land an einem aus dem Sternenstand abgelesenen Datum in Wassernot untergehen würde, und daß er verbietet Schutzmaßnahmen zu treffen, weil Schutzmaßnahmen bei dem Verhängnis das alle betrifft, sinnlos erscheinen und die Ordnung zerstören, daß er überhaupt verbietet von dem kommenden Unglück zu reden, zu fliehen oder sich retten zu wollen — das war ja die gleiche Situation, die das Buch antraf, als es 1940 erschien. Die nächsten Jahre sollten die Situation nur noch verschärfen: immer unausweichlicher wuchs das Bewußtsein, daß der so leichtfertig begonnene Krieg verloren gehen mußte, und es war verboten, darüber zu sprechen, verboten, irgendwelche Schutzmaßnahmen vorzubereiten, unmöglich zu fliehen oder sich retten zu wollen. Der Bombenkrieg begann sich tief in das Land einzukrallen. „Wehrkraftzersetzung“ wurde ein schlimmes Wort, das meistens den Tod bedeutete. Immer mehr stürzte alles Leben dem Untergang entgegen.

*Wer mißt das Leid in den Höllentagen,
und wer den stummen Schrei geschwärtzter
Mauern?*

*Wer unter uns vermag noch zu erschauern
und tödlicher Versteinung abzusagen?
Darf sich nur einer zu entwinden wagen?
Und wer hat Anrecht auf ein Überdauern?*

In dieser Situation steht Bergengruens Roman und spricht aus einer ähnlichen Problematik, er

vermenschlicht das Unvorstellbare in einem guten Sinn, zaubert Landschaft und Menschenschicksale hinein, Liebe und Hingabe, Leid und Erfüllung des Lebens, nicht Grauen, sondern Menschlichkeit, nicht Verzweiflung, sondern Tröstung. Über allem steht unsichtbar und doch spürbar die Bitte des Vater-unsers: Dein Wille geschehe. Aber es ist so leise gesagt, so scheu, als reiche die Kraft in dieser Stunde der Ängstigung nicht mehr aus, um die Ergebung in Gottes Willen laut auszusprechen, und klammere sich darum um so fester an die letzten Worte: . . . am Himmel wie auf Erden.

„Denn mir gefallen alle Werke Gottes, am Himmel wie auf Erden . . .“ sind die letzten Worte des Romans.

Unheimlich erhaben scheinen sie über die Zeit hinweggehen zu wollen, in die sie hineingesprochen sind. Muß nicht der Himmel selbst über die Greuel, die geschehen sind und noch geschehen werden, niederstürzen? Wo weiß Verzweiflung noch einen Halt?

*Welche Zeichen weisen den Planeten
noch die Straße und die sichere Rast?
Oder werden auch die sieben alten
Wanderer nicht mehr ihre Kreise drehn?
Welchen Herbst sind wir aufbehalten?
Vater, laß uns nicht verloren gehen!*

Mitwiser vieler Ängste, Tröster „wie einen seine Mutter tröstet“ . . . — Wer aber kann das heute noch verstehen?

Das Ende kam, grausam, tief zerstörend, Schuldige und Schuldlose mit sich fort in den gleichen Untergang reißend. In den Triumph der Sieger, während das Entsetzen über die nationalsozialistischen Verbrechen, die nun offenbar wurden, die Völker schüttelte, erhob sich die Stimme der Gewaltlosen noch einmal, mahnend, zur Besinnung rufend, wie sie es immer wieder getan hatte.

In den Sommermonaten 1944 war Bergengruens Gedichtzyklus „Dies irae“ entstanden. Er war schon damals unter der Hand verbreitet worden und hatte seine Wirkung getan. Jetzt erschienen diese Gedichte mit dem „Aufruf an die Völker der Welt“ im Druck.

*Völker ihr zählt, was an Frevel in diesem
Jahrzwölft geschehen —
was gelitten wurde, hat keiner von euch
gesehen,
keiner die Taufe, darin wir getauft, die Buße
zu der wir erwählt,
und der Engel allein hat Striemen und Tränen
gezählt.
Er nur vernahm durch Fanfarengeschmetter,
Festrufe und Glockendröhnen,
der Gefolterten Schreien, Angstseufzer und
Todesstöhnen,
er nur den flatternden Herzschlag aus
nächtlichen Höllenstunden,
er nur das Wimmern der Frauen, den die
Männer emschwunden,
er nur den lauenden Schleichschritt um
Fenster und Pforten,*

er nur das Haßgelächter der Richter und
Häftlingseskorten —
Völker der Welt, die der Ordnung des
Schöpfers entglitt,
Völker, wir litten für euch und eure
Verschuldungen mit!
Litten, behaust auf Europas uralter
Schicksalsbühne,
litten stellvertretend für alle ein Leiden der
Sühne.
Völker der Welt, der Abfall war allen gemein,
Gott hatte jedem gesetzt, des Bruders Hüter
zu sein.
Völker der Welt, die mit uns dem nämlichen
Urgrund entstammen,
alles Schrecknis geschah vor euren Ohren und
Blicken,
und nur ein Kleines war es, den frühen
Brand zu ersticken.
Neugierig wittertet ihr den erregenden Atem
des Brandes.
Aber das Brennende war das Herzschild des
Abendlandes!
Sicher meintet ihr euch hinter Meeren und
schirmendem Walle
und vergaßt das Geheimnis: was einen trifft,
das trifft alle!

Jeglicher ließ von der Trägheit des Herzens
sich willig verführen,
jeglicher dachte: Was tut es — an mich wird
das Schicksal nicht rühren,
ja, vielleicht ist's ein Vorteil — das Schicksal
läßt mit sich reden —
bis das Schicksal zu reden begann, ja, zu reden
mit einem jeden,
bis der Dämon, von unserm Blute geschwellt,
brüllend über die Grenzen hervorbrach, hinein
in die Welt.
Völker der Erde, ihr haltet euer Gericht.
Völker der Erde, vergeßt dieses Eine nicht:
Immer am lautesten hat sich der Unversuchte
entrüstet,
immer der Ungeprüfte sich mit seiner Stärke
gebrüstet,
immer der Ungestoßene gerühmt, daß er
niemals gefallen.
Völker der Welt, der Ruf des Gerichts gilt
uns allen!
Alle gemeinsam verklagt das gemeinsam
Veratene, gemeinsam Entweihte.
Völker vernehmt mit uns allen das göttliche
Metanoeteil

Benutztes Schrifttum:

I.

Helmuth James Graf v. Moltke: Letzte Briefe. (Berlin 1951).

Gollwitzer/Kühn/Schneider: Du hast mich heim-
gesucht bei Nacht (München o. J.).

Hans Rothfels: Die deutsche Opposition gegen
Hitler (Fischer 1958).

The Effects of strategic bombing on German
morale (Washington 1947).

II.

Jochen Klepper: Unter dem Schatten deiner Flü-
gel (Stuttgart 1956); Du bist als Stern uns aufge-
gangen (Berlin 1937); In tormentis pinxit (Stuttgart
1938); Der Vater (Stuttgart 1937); Gedichte (Berlin
1948); Vater Unser. Eine Auslegung. (Berlin 1940);
Kyrie (Berlin 1941).

III.

Reinhold Schneider: Las Casas vor Karl V. (Leip-
zig 1938); Die Sonette (Köln 1954); Verhüllter Tag
(Köln 1954); Macht und Gnade (Leipzig 1940).

IV.

Werner Bergengruen: Die heile Welt (München
1950); Der ewige Kaiser (Graz 1937); Der Groß-
tyrann und das Gericht (Hamburg 1935); Am Him-
mel wie auf Erden (Hamburg 1940); Dies irae (Ber-
lin 1945).

Anmerkung:

Harald von Königswald, Münstereifel, freier
Schriftsteller, geb. 21. März 1906.

Nachforderungen der Beilagen aus Politik und Zeitgeschichte sind an die Vertriebsabteilung DAS PARLAMENT, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, zu richten.
Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT zum Preis von DM 1,89 monatlich bei Postzustellung einschließlich Beilage ebenfalls nur an
die Vertriebsabteilung. Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 6,— pro Stück einschließlich Verpackung zuzüglich Portokosten
an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Telefon 34 12 51.

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST • BONN/RHEIN, KÖNIGSTRASSE 85